

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 2. August 1931.

Schwedische Riviera.

Das Zauberreich der Schären. — Im Seebad Eldorado. — Das Madeira des Nordens. — Das Seglerparadies. — Sommernachtsraum im Klippen-Archipel.

Von Fritz Löwe.

Gothenburg.

Als ich in Gothenburg an Bord des zur Fahrt nach den schwedischen Seebädern der Westküste bereitliegenden Dampfers stieg, jagte der Wind die wogenden Rebel auseinander. Stolz bläht sich die blauegoldene Fahnen im Winde als das weiße Schiff zur Fahrt in das Labyrinth der Schären vom Bollwerk losmachte. Die nordische Sonne wirft ihre Feuer auf das breite Hafendeck, überflutet die ansturmenden Bogen freigebig mit schimmernden Goldperlen.

Auf funkelnder Straße ziehen wir dahin. Hinter uns versinken die Türme von Gothenburg. Schon sind wir mitten im Inselgewirr der Schären. Vom felsigen Strand, aus dem lachenden Grün der Inseln lugen malerisch Villen und Landhäuser. Halb befinden wir uns mitten auf dem Strome. Die alte Festung Ålvsborg wird passiert. Mit Voll Dampf geht es hinaus in den böhuländischen Schärenraum, Eldorado der Fischer.

Die schwedische Nordseeküste zieht mit ihrem romantischen Felsenlabyrinth jahrein jahraus tausende und abertausende von Erholungssuchenden an. Von Gothenburg bis Strömstad an der norwegischen Grenze dehnt sich ein Kranz von Badeorten, von denen einer immer schöner ist als der andere. In lauen Sommernächten schreitet das Märchen über die von blauen Bogen umspülten rissbedeckten Klippen, streut in buntesten Farben freigebig seine Schätze aus.

Man benutzt für die Seefahrt an der schwedischen Westküste die vorzüglichen Dampfer der „Marstrand Reue Dampfschiffgesellschaft“ und der „Dampfschiffgesellschaft: Bohuslänska Klippen“, die sich durch sicheren Gang und Komfort auszeichnen.

Die Schönheit der schwedischen Schären beruht auf den weiten Ausblicken und den eigenartigen Beleuchtungsseffekten. In hellen Sommernächten schimmert das Meer in allen Farben von rosa und lila bis ins tiefste Violett. Von erfrischender Schönheit ist diese Küstenfahrt. Zahlreiche Felsenstrümmen im Meere umsäumen die Küste in dichtem Schwarme. Ein wildgründiger Fregatgarten umrandet vom unendlichen Meer.

Für die Schifffahrt ist dieser Schärenküsten von immenser Bedeutung. Sind doch auf diese Art, die die schwedische Westküste mit ihren tosenden Brandungen entlangfahrenden Dampfern nicht den Gefahren der offenen See ausgesetzt, da der größte Teil des Weges in ruhigem Fahrwasser zurückgelegt wird. Nach zweistündiger Fahrt taucht in der Ferne die imposante Silhouette der Insel Marstrand mit der alles überragenden Festung Carlsten auf. Kurze Zeit darauf macht der Dampfer am Kai des Seebades Marstrand fest.

Während der Westwind zur Winterzeit mit der Gewalt eines Orkans über die Insel dahinströmt, ist er im Sommer ein milder Geselle. Aus den unendlichen Gewässern der Nordsee und des Atlantik schüttet er in reichster Fülle ozeanische Meeresfrische über das prächtige Bad. Wer bei der Abfahrt die grauen zerklüfteten Felsen Marstrands aus dem Meere steigen sieht, ahnt nicht, daß sich hinter diesen öden Klippen ein Paradies verbirgt in dem an manchen Stellen die Vegetation eine rein südlische Uppigkeit aufweist.

Das Meer bringt mit seinem ausgleichenden Einwirken auf den Temperaturwechsel das eigenartige Wunder hervor, daß düstige Vegetation mit paradiesischer Fülle ständig wechselt. Stolz nennt sich Marstrand „Das Madeira des Nordens“. Und das mit Recht. Rings umschlingt die blaue See das blütenreiche Eiland. Frische Seewinde sorgen dafür, daß die Sommerwärme hier niemals drückend empfunden wird. Das Wetter ist fast stets gleichmäßig. Vollkommene Windstille und Sturm sind im Sommer äußerst selten. Nachtschichtigkeit und Zug fehlt völlig. Infolge der im Meere während des Sommers aufgespeicherten Wärme und des in der Nähe vorbeigehenden Golfstromes meldet sich der Winter erst verhältnismäßig spät. Aus diesem Grunde sind die Bäder an der Westküste Schwedens auch geradezu ideale Herbstkurorte. Im Spätsommer schmückt sich die schwedische Riviera noch einmal wie eine erglühende Braut. Wie einzig schön das Gegeneinanderpiel von Wasser, Luft und sprühenden Wellen in ihrer unendlichen Vielgestaltigkeit. Der Spätsommer in Schweden hat seinen ausgesprochenen Eigencharakter, sein eigenes Gesicht.

Das ausgeprägte Seeklima Marstrands, die reine staubfreie Luft, das Fehlen jeglicher Industrie, von Eisenbahnen und Autos macht in Verbindung mit Sonne und See Marstrand zu einem geradezu idealen Erholungsorte für Kervisse und Überarbeitete. Von eigenartigem Reiz sind die Spaziergänge um die Insel mit dem freien Ausblick auf das Meer. Ringsum stützen die zerfressenen Felsen jäh zum Meere ab. Weiße Klippen flattern trübselig um die Felsen. Ihr wildes Gefreiß mischt sich mit dem Brausen der See. Schäumend schlägt weiße Gischt turmhoch auf die Felsen.

Am schönsten aber ist es, abends in den Bergen. Der Wind auf das in der Tiefe sich ausbreitende Panorama ist von bewundernder Schönheit. Der 32 Meter hohe Vater-Koster-Leuchtturm wirft sein Feuer über das Meer. Die auf steilen Felsen hoch über Marstrand liegende Festung Carlsten ist die am besten bewachte Anlage dieser Art im Norden. Von Karl dem XI. erbaut, war sie der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Der Seeheld Torstensson eroberte sie 1719. Seit 1882 dient sie nicht mehr als Festung.

In der Seebadeanstalt tummelt sich jung und alt. Schlank Gestalten in entzückenden Badelochsamen springen leichtfüßig den lachenden Bogen entgegen. Andere promenieren in roten, laniariengelben, giftgrünen Bademanteln. Man schwelgt in Farben. Der Badestrand zeigt die reinsten Farbenharmonie. Weiße Glieder blinken, elfenbeinerne Schultern leuchten. Das tänzelt und flirrt, das lacht und lüchelt. Bei! wie die Schönen den lachenden Wellen entgegen die feile Wasserrettungsbahn herablaufen. Spielend werfen sich die grünweißen Schaumwogen auf das lustige Badevölkchen.

Bekannt ist Marstrand durch seine eigenartig milden Sommernächte. Vor meinem Fenster wogt das grüne Blättermeer des Hotelgartens. Rote Lampionen leuchten aus den Zweigen. Drüben schimmert das Fjord, vom funkelnden Sternenhimmel überspannt. Die Marstrander Badegesellschaft hat sich hier Redeboué gegeben. Weiße Kleider schimmern durch das Laub. Das Plätschern der Bogen klingt zu mir herauf. Die Glühwürmchen

blinken die Schiffslaternen im Hafen. Die Feuerzeichen der Leuchttürme glühen weithin. Eine wunderbare Sommernacht ist angebrochen. In roten Wogen versinkt die Sonne. In blutroten Tinten erstirbt die See. Alter und Jugend haben sich zum Fest des Frohsinns und der Lebensfreude vereint. Das Orchester spielt die neuesten Tänze. Das lacht, das jubelt, das schwirrt, im blumengeschmückten Garten durcheinander. Man scherzt, man flirrt bei lodenden Klängen.

Bei strahlendem Sonnenschein verläuft die Küstenfahrt von Marstrand nach Lysekil. Welche Fülle von Schönheit umschließt die schwedische Westküste. Sie bietet in jeder Beziehung reichste Mannigfaltigkeit. Vom modernen Komfort großer Bade-

Wochenend.

Der Regen trommelt unentwegt auf unser kleines Dach.
Der Hund hat sich zur Ruh' gelegt.
Uns hält das Trommeln wach.

Der Morgen dämmert jacht herauf,
indes der Regen fällt.
So nimmt der Sonntag seinen Lauf
in unsrer stillen Welt.

Am Abend wird der Himmel klar.
Wir gehen Hand in Hand
aus einem Glück, das dennoch war,
zurück ins laute Land.

Ernst Bergfeld.

orte bis zu den stillen, jedes gesellschaftlichen Zwanges baren Fischerdörfern sind alle Nuancen reichlich vertreten. Die wilden Klippen der Bohusküste, die in der Dämmerung mit grauen Schleiern behangen scheinen, leuchten bei Sonnenuntergang in feurigem Rot. Dann erwachen sie zu neuem Leben, bieten in ihrer malerischen Schönheit ein unvergleichliches Schauspiel. Die Luft ist erfüllt von tröstlichem Ozen. Die Farbe der See wechselt ständig. Rot leuchtet der Granit, weiß funkelt Quarz in der Sonne.

Die eigenartige Natur des Bohusländischen Schärenraums übt eine von Saison zu Saison zunehmende Anziehungskraft aus. Es gibt in Europa kaum ein Seilensüd zu diesem weit ausgebreiteten Klippen-Archipel. Aber nicht nur das Zauberreich der Felsen und Inseln lockt die Fremden zur schwedischen Westküste. Die Möglichkeit, die Fischerbevölkerung ganz in der Nähe in ihrer Tätigkeit zu beobachten, die prächtige Gelegenheit des Badens inmitten der Felsen, zu ausgedehnten Segelpartien und wunderbaren Autoausfahrten in die weitere Umgebung trägt viel dazu bei, den Aufenthalt zu einem so angenehmen und interessanten zu machen.

Lysekil.

Nähert man sich mit dem Dampfer dem Badeort Lysekil, erblickt man schon von weitem die auf steilem Felsen liegende

Kirche. Umgeben von imposanten Felsengebüden ist Lysekil eine typische Stadt der schwedischen Westküste. In dem beliebten Badeorte findet sich jeder Komfort, und viele Gefelligkeit. Gegenüber liegt das große Fischerdorf Fiskebäckskil, gleichfalls ein lebhafter Badeort. Die Umgebung Lysekils ist von unvergleichlichem Reiz. Monatlang kann man hier verweilen, täglich immer neue Ausflüge unternehmen ohne auch nur einen kleinen Teil seiner landschaftlichen Schönheiten gesehen zu haben. Nicht zu vergessen die altbewährte schwedische Gastfreundschaft, die Höflichkeit, die Bescheidenheit und die Zuverlässigkeit der gesamten Bevölkerung.

Ein wunderbarer Promenadenweg führt auf die Spitze des steilen Felsens Stangehuud. Der Blick über das wogenumschäumte Felsenlabyrinth ist von ergreifender Schönheit. Tiefblau das Meer, als wollte man im Süden Italiens. Weißgrün die Brandung an den Klippen. Soweit das Auge reicht, schäumende, einander überstürzende Bogen, auf die die Sonne ihre Feuer wirft. Am Horizont dämmert ein zarter rosa Schimmer. Weithin leuchtet die blaue Fläche der Nordsee. Eine blutrote Scheibe neigt sich die Sonne dem Meere entgegen. Dunkle Wolken fliegen über die See. Am fernen Horizont steht eine schwarze Wand. Plötzlich reißt der Sturmwind mit Riesenschall die dräuenden Wolkengebilde auseinander. Gleich Schemen zerflattern sie, geben dem Monde die Bahn frei. Der aber wirft ein goldenes Kreuz über die zitternde See, läßt smaragdene Perlen von den schäumenden Bogen tropfen. Dann beginnen ringsum die Lichter der Fischerdörfer aufzuleuchten. Die Lichtwogen der Leuchttürme huschen über die abendliche See.

In ein Lichtmeer getaucht, umfängt uns die nordische Märchenwelt. Rausch klingt über das Wasser. Frohe Jugend dreht sich im Tanz. Wer nicht tanzt, voluliert, freut sich des Lebens. In den Pokalen schäumt der Wein. Noch sind die Tage der Rosen!

Wenn die Saison der lederen Krebse gekommen, steht, wie ganz Schweden, so auch Lysekil im Festrausch. Die Verehrung für die roten Gezeiten ist grenzenlos. Die Krebspremiere gilt als eines der bemerkenswertesten vom Hause der Romantil umponnenen Ereignisse.

Udevalla.

Die Weiterfahrt durch das Felsenlabyrinth führt nach Udevalla. Bekannt durch seine Schifffahrt und große Industrie ist diese Stadt, die eine historisch bewegte Vergangenheit hinter sich hat, das Zentrum eines großen Kranzes von Badeorten. Überwiegend in Marstrand und Lysekil die wilde, schaumgepeitschte Felsenküste, man findet hier Badefrieden, idyllische Landschaften. Drei Namen glänzen mit goldenen Lettern unter den vielen lodenden Badeorten: Gustavsberg, Ludona und Långsfil. Eingebettet in Wälder liegen sie abseits vom Lärm und Trubel der großen Welt. Das Rauschen der Wälder vereinigt sich mit dem Brausen der See zu einer wunderbaren Sinfonie. Die herrlichen See- und Waldbandschaften in der Umgebung von Udevalla sind mit das Schönste, was Schwedens so abwechslungsreiche Natur bietet.

Schwer wird die Entscheidung fallen, in welcher Jahreszeit der Aufenthalt in den schwedischen Seebädern der Westküste am schönsten ist. Von bewundernder Schönheit ist er im Sommer, wenn die Natur ihr prächtigste Kleid angelegt hat. Wenn mit all seinem Zauber aus Sommerträumen der Herbst erwacht, schlingt er um alles einen Gürtel voller Farbenpracht. Jeder einzelne Baum steht dann auf einem smaragdnen Teppich. Von allen Zweigen tropft es wie flüssiges Gold. Die Wipfel der Bäume leuchten in allen Farben bis zum tiefsten Rot. Einzig schön die Färbung der See. Die Fernsicht ist im Spätsommer von allen Jahreszeiten die beste. Wie die Sonne vor dem Erdschen noch einmal verschwenderisch ihre glühende Schönheit über Land und See streut, so leuchtet die Pracht der schwedischen Riviera im Spätsommer in verstärktem Maße.

Wer seine Seele von den Sorgen des Alltags reinbade, inmitten froher Menschen und lachender Natur, den Becher der Freude und des Glückes bis zur Reize leeren will, der besuche die schwedischen Badeorte der Westküste. Für den, der Erholung und Gesundung sucht, wird auch ein Aufenthalt in der Nachsaison zur Quelle reinsten Glüdes werden.

Die Welt der Frau.

Mutterpflichten und -freuden in der Ferienzeit.

Als die vornehmste Pflicht, aber auch das schönste Recht der Frau hat man — und mit Recht — die Sorge um ihre Kinder bezeichnet. Es ist wahr, daß eine große Zahl der Mütter heute dieses ihres natürlichen Rechtes verlustig gegangen sind; denn die Berufsarbeit, die sie für fast den ganzen Tag aus dem Hause fortträgt, läßt ihnen keine Zeit mehr, sich um ihre Kinder zu kümmern. Für alle anderen aber, für die dieses nicht zutrifft, wird es stets die liebste Aufgabe bleiben, ihr Kind zu umgarnen, es vor körperlichen und seelischen Schäden zu behüten, durch fürsorgliche Pflege sein Wachsen und Gedeihen zu fördern und durch Umgang mit ihnen ihre geistige und sittliche Entwicklung zu beeinflussen.

Alle diese Mütter werden mit Freude den Beginn der Schulferien begrüßen, die ihnen ihre Kinder, für eine kurze Zeit wenigstens, ganz wieder schenken. Denn an sich ist das Kind, sobald es sein Ränzlein zum ersten Male gepackt hat, um zur Schule zu wandern, für die Mutter zum Teil verloren; viele Stunden am Tage halten es die Schulmauern umschlossen. So intensiv die Mutter auch an ihren kleinen Liebling während all dieser Stunden denken mag, sie kann doch die Bedeutung dieser Entfernung nicht aus der Welt schaffen, sie kann es vor allem nicht hindern, daß dort ganz neue und starke Einflüsse auf die kleine Seele einwirken. Es mag dann nur zu bald geschehen, daß sie stärker werden als die mütterlichen, daß sich das kleine Wesen der Mutter immer mehr entfremdet. Es bleiben ja der Mutter nur noch um hier ein Gegengewicht zu schaffen, die Nachmittage und

Abende, und auch diese nur zum Teil, da das Kind noch zu Hause Schularbeiten zu erledigen hat.

Darum begrüßen die Mütter mit großer Freude die Zeit der Schulferien. In ihnen haben sie Gelegenheit, sich wieder einmal ganz dem Kinde widmen zu können. Es ist mit diesem Recht aber auch eine große Verantwortung auf ihre Schultern gelegt, denn es hängt unendlich viel davon ab, ob sie es recht verstehen, diese Zeit auszunutzen. Vielleicht gelingt es ihnen, die Seele des Kindes, die schon unter den neuen Einflüssen angefangen hat, sich ihnen zu entziehen, wieder für sich zu gewinnen. Davon hängt es ab, ob sie in Zukunft noch die Möglichkeit haben, auf ihr Kind erzieherisch einzuwirken. Darum sollten die Mütter in den Ferien recht viel Zeit für ihre Kinder übrig haben. Selbstverständlich kann hier nur ein taktvolles, nicht ausdringliches Verhalten zum Ziele führen. Man sollte nicht vergessen, daß Kinder meist am vergnügtesten spielen, wenn sie ganz ungeleitet und unbeobachtet mit ihren Altersgenossen gelassen werden. Es wäre natürlich ganz verkehrt und würde höchstens das Gegenteil dessen, was man erstrebt, herbeiführen, wenn man sie bei solchen Gelegenheiten hören wollte und sie auffordern würde, doch zur Mutter zu kommen, neben ihr zu sitzen, mit ihr spazieren zu gehen. Aber es werden dann schon Augenblicke kommen, wenn das Kind einmal das Spiel und die Spielfahrten satt hat, wenn es zur Mutter kommt um Rat, was es tun soll, oder um ihr von seinen Freuden und Ästen zu erzählen. Dann sollte eine Mutter immer Zeit finden, um auf seine Fragen und Interessen einzugehen. Gewiß ist das nicht immer leicht, denn die Arbeit, die im Hause getan werden muß, wartet nicht, und hat man vielleicht Haus und Küche verlassen, um in den Ferien mit den Kindern zusammen irgendwo aufs Land zu gehen, dann sehnt sich natur-

lich die Hausfrau auch nach Ruhe. Sie hat sie nach den vielen Mühen des Winters vielleicht mehr als alle anderen Familienangehörigen verdient. Es wird sie also oft eine Überwindung kosten, das Kind nicht abzuweisen. Diese mit den Kindern verlebten und den Kindern gewidmeten Stunden werden dann aber auch oft zu den köstlichsten Erinnerungen der Ferienzeit gehören, für Mutter und Kind. Und das Kind, das sich daran gewöhnt hat, in seinen Kinder-tagen zur Mutter mit seinen kleinen Sorgen und Nöten zu kommen und bei ihr immer bereitwilliges und verstehendes Eingehen zu finden, das wird auch wiederkommen, wenn es herangewachsen ist und wenn das Schicksal große Sorgen und Wirrnisse in sein Leben hineinträgt, mit denen es allein nicht fertig werden kann. Das ist aber wohl das Köstliche, was einer Mutter geschehen kann, wenn sie auch ihren herange-wachsenen Kindern ein Halt und Führerin bleiben kann.

Jugendliche Tanzkleider.

Jetzt, da die Abendkleider alle lang sind, fällt es schwer, einen Unterschied zwischen dem Kleid einer Frau und dem eines jungen Mädchens herauszufinden. Eigentlich ist es nur der Ausschnitt, der als Merkmal gilt. Er ist beim Abendkleid für das junge Mädchen rund, vieredig, spitz und oval, doch niemals groß oder auffallend.

Die jugendlichen Tanzkleider für den Sommer, die ja wohl mit zu einer gut zusammengestellten Ferienausrüstung



Links: Tanzkleid aus weichem Chinakrepp mit rosa Georgette mit Violen-gestreiftem Rod und kleinem Schultercape. Rechts: Tanzkleid aus weichem Chinakrepp mit rosa Georgette mit Violen-gestreiftem Rod und Hohlabschließung. Rod mit Sonnenplissees.

zählen, werden aus Chinakrepp, Georgettekrepp, Kreppsatın, gemusterten Seidenmuffelines (Mouffelines imprimé) und einfacher aus kunstseidenen Geweben dieser Art hergestellt. Auch einfarbige oder gebänderte Boiles lassen sich verwenden, einfarbige dann besonders hübsch, wenn man Blumen und dergleichen aus dunklerem Boile schneidet und sie mit Langweitenstichen dem Kleid aufnäht. Die Ausschnittstränder und den Rodsaum wird man dann mit dem dunkleren Boile durch Schrägstreifen pafeln, damit die Einheitlichkeit, auf der ja die Wirkung der Sommermode wieder basiert, gewahrt bleibt.

Je feinsäbiger der Stoff ist, desto mehr davon kann man zu einem Abendkleid für das junge Mädchen verarbeiten. Lassen sich doch gefällige Modelformen oft mit ganz einfachen Mitteln erzielen. Das kurztaillige Leibchen bekommt einen runden Ausschnitt und die schmalen Achselteile werden mit Schleifen aus dem Kleidstoff belegt. Der Rod hierzu wird rundgeschnitten und zwar im senkrechten Fadenlauf, damit die Stoffweite in natürlichen Gliedern zusammenfallen kann. Ist die Figur sehr schlank, dann kann man ein etwas rund-geschnittenes Schößchen aus dem Kleidmaterial, das etwas über die Hüften reicht und am Vorderteil bogig ansteigt, darübernähen. Den Ansatz verdeckt man mit einem schmalen Stoffstreifen, den man vorn zur Schleife bindet. In rosa Kreppsatın wird ein solches Kleid jugendlich und elegant wirken. Wenn man etwas mehr Auspuß liebt, wird man dem Leibchen zwei Doppelbänder hohl aufnähen, einen vier-edigigen Halsausschnitt wählen und dem rundgeschnittenen Rod rechts eine wasserfallartige Garnierung auflegen, die in Taillenhöhe durch ein Band gehalten scheint. Oder man pliffiert das obere Kleid bis in Hüfthöhe zu feinen Fältchen und fügt einen bogig geschnittenen Rosenteil oben an, der etwas die Armlücken bedeckt. Ein Gürtel mit Strassknalle hält dieses Kleid zusammen. Man kann auch den Vorder-teil des Leibchens in zwei Teilen übereinanderschlagen und ihn leicht blüsig halten. Den Rod hierzu wird man bis unter die Hüften in Reihfalten bringen, was besonders in Georgette reizend aussieht, weil der Rod dann beim Schreiten sehr glöckig fällt.

Teilt man den Grundschnitt des Abendkleides durch Biesen oder Widelhohnaht auf, dann sollte man dem Rod Sonnenplisseegruppen einfügen, die sich in den Teilungs-linien der Bluse fortsetzen. Ideen für Jungmädchenkleider gibt es ja so viele! Und wenn man erst begonnen hat, Hand-arbeit dazu zu verwenden, dann wird man auch bald die hübschesten Ankerblumen aus dem Kleidstoff dazu fertigen und die neuen Zipfelschleifen binden können, die aus zwei geknoteten Enden bestehen. Natürlich gehören zum Abend-kleid für ein junges Mädchen auch lange Handschuhe. Wer es sich irgend leisten kann, sollte auch für ein Abendjäckchen sorgen, dessen Anschaffungskosten nicht einmal so hoch sind. Es kann aus dunklem Samt bestehen und braucht garnicht mit Pelz verziert zu sein. Ist ein gefittes Seidentuch vom vorigen Jahr vorhanden, dann verwende man dieses als Futter und benutze die handgeknüpften Franzen als Garnie-rung des Adenausschnittes. Sparsamkeit über alles, aber ein Sportmantel sieht zum langen Abendkleid mitbederregend geschmacklos aus. Auch für die Frau Mama!

Gesunde Küche im August.

Sommerhitze verlangt Sommerkost. Das gilt besonders in den heißen Tagen des August. Darum wird die Hausfrau zweckmäßig Eiweiß und Fett, die Wärmespender unserer Nahrung, (also Butter, Fett, Öl und Schmalz auf der einen, und Fleisch auf der anderen Seite), im Speisezettel in den Hintergrund treten lassen.

Leichte Kost, vor allem Obst und Gemüse, gehört jetzt auf den Tisch. Überfluß herrscht im August an Rirschen, Pflau-men und Beerenfrüchten, die in vielgestaltiger Art Verwen-dung finden können. Unter den Gemüsen erfreuen sich als „Saisongericht“ die Pilze großer Beliebtheit. Ihr Nährwert ist indessen gering: 1 Kilogramm frischer Pilze enthält so-viel verdauliches Eiweiß wie 100 Gramm Fleisch! Auch die Verdaulichkeit der Pilze ist nicht groß. Was uns aber die Pilze angenehm macht, das ist ihr Gehalt an Salzen und Geschmacksstoffen, die den Appetit anregen und die Ver-dauung fördern. Da Pilze leicht in Fäulnis übergehen, soll man ein Pilzgericht nie von einem zum anderen Tage auf-bewahren. Überhaupt ist die Vergiftungsgefahr bei den Pilzen nicht zu unterschätzen. Wer Pilze nicht genau kennt, der soll niemals selbstgelesene Pilze essen. Wenig be-kannt ist, daß die in getrocknetem Zustande ungiftigen Por-cheln und Morcheln frisch gegessen sehr giftig sind. Wer sie frisch verzehren will, der muß dafür sorgen, daß Morcheln mindestens 2 Minuten mit Wasser gekocht werden und daß, im Gegensatz zu sonstigen Gemüsen, das Kochwasser un-be-dingt weggeschüttet wird, denn der Giftstoff der Morchel, die Hoveksäure, geht ins Kochwasser über.

Wichtig ist es auch, an heißen Tagen die Kost möglichst reizlos, also gewürzarm, zu gestalten, um das Trinkbedürfnis nicht unnötig zu steigern. Dessen gesundheitlich-zweckmäßige Befriedigung gehört gleichfalls zu den Aufgaben einer tüch-tigen Hausfrau. Als durststillendes Getränk steht fraglos frisches Wasser obenan, dem man Fruchtsäfte aller Art zur Erhöhung des Geschmacks und der erfrischenden Wirkung zu-fügen kann. Kalt getrunken wirken z. B. Tee, Kaffee, oder Milch, die aber sicherheitshalber vorher abgekocht und dann gefühlt werden muß, in hohem Maße durststillend. Mit eis- kalten Getränken sei man besonders vorsichtig und genieße sie stets nur langsam, schluckweise, da sonst leicht Magen- und Darmkrankungen entstehen können. Besonders Herztran-ken kann eiskaltes Trinken gefährlich werden; sind doch bei diesen Kranken infolge der von der Kälte hervorgerufenen, raschen Blutdruckschwankungen schon plötzliche Todesfälle be- obachtet worden. Ganz zu verwerfen sind an heißen Tagen alkoholische Getränke, da diese nur neue Wärme, neuen Schweiß und damit neuen Durst erzeugen.

Zimmerblumenpflege in der Reisezeit.

Wenn man im Sommer zur Reise rüstet, dann erhebt sich immer die schwierige Frage: Was soll inzwischen mit den Blumentöpfen werden? Soweit sich das irgend einrich-ten läßt, gehen doch alle Hausgenossen am liebsten zusammen in die Sommerfrische; den Blumen zuliebe mag keiner zu-rückbleiben, aber andererseits kann man diese doch auch nicht gut ganz ohne Pflege lassen. Sie würden ja alle aus Man-gel an Nahrung zu Grunde gehen und alle Mühe, die man im Winter an sie gewandt hat, wäre umsonst gewesen. Es hat auch nicht jeder gute Freunde, denen er die Wohnungs-schlüssel anvertrauen oder zu denen er seine Blumen in Pflege geben könnte.

Nun gibt es aber ein sehr einfaches Mittel, die Blumen-töpfe auch während der Abwesenheit, soweit diese nicht all-zulange währt, automatisch mit Wasser zu versorgen. Zu diesem Zweck zieht man ein Ende weiches Tau durch eine Röhre und lodert das Ende der Strähnen so, daß die Fäden lose daliegen. Diese lockeren Fäden verteilt man auf seine Blumentöpfe in der Weise, daß drei, vier, bei großen Töpfen noch mehr Strähnen auf der Topferbe liegen. Die Töpfe müssen am Boden stehen. Auf einen Schemel oder Küchen-stuhl stellt man einen Eimer voll Wasser und steckt das andere Ende des Taus hinein. Der Apparat arbeitet sehr zuverlässig, wenn man acht gibt, daß die Strähnen sicher und fest auf den Töpfen und im Eimer liegen und das benutzte Tau oder Seil weich und locker genug ist.

Exprobt und -bewährt!

Seng-, Schweiß- und andere Flecke entfernt man aus weißer Seide, indem man einen Brei aus doppeltkohlensau-rem Natron und kaltem Wasser bereitet und diesen auf den Fleck aufträgt.

Kostige Plättchen reinigt man mit Bienenwachs und Sals. Man bindet ein Stückchen Wachs in ein Leinen-lappchen und streicht damit über das heiße Eisen, dann bügelt man über ein Tuch, das man mit Sals befeuchtet hat.

Kleider- und Haarbürsten reinigt man am besten mit heißer Kleie. Behandlung mit Wasser macht die Bürsten weich.

Der Jugendfreund.

MUNTER. DIE TECKELHÜNDIN

„Na, Munter, was willst du denn?“

Frauchen öffnete die Zimmertür, an der die braune Teckelhündin knistete.

„Bleib doch in der Kammer bei deinen Kleinen, sie brauchen dich!“

Munter schien anderer Meinung zu sein. Sie umhüpfte bellend die Hausfrau, ließ zur Tür, kam wieder zurück, zerrte Frauchen am Rod und gab sich trotz aller Abwehr nicht zufrieden.

Da gab die Hausfrau dem kleinen Quälgeist nach und stand von ihrer Arbeit auf. Freudig umhüllte sie die Hündin. Ihr schmales Köpfchen mit der spitzen Schnauze und den langen Hängeohren war in steter Bewegung. Die Schwanzrute schlug dazu wie ein Pendel.

Welche Freude, daß Frauchen mitging!

„Jetzt kommt die große Überraschung, dachte Munter. Was wird Frauchen wohl für Augen machen?“



Das war allerdings eine Überraschung, was Munter da zu sehen hatte.

Munter hatte recht. Was er zu sehen hatte, das lohnte schon. Aber wie war das nur gekommen?

Heute morgen schon, ganz in der Frühe, als alles noch schlief, war die Hündin nämlich wach geworden. Noch graute der Morgen kaum. Kein, getäuscht hatte sie sich nicht, jemand war auf dem Hofe. Gleich darauf hörte man Graubhaar, die Hausfrau, angstvoll schreien, so kläglich wie ein kleines Kind. Noch einmal, dann war alles still.

Freilich, nur draußen. Im Hause klaffte die wachsame Hündin. Nur konnte sie leider nicht hinaus, sonst hätte sie den Rabendieb erwisch, der die arme Graubhaar locken in einen großen Sad stellte zu mancher anderen gestohlenen Rabe. Der schöngezeichnete Fels der armen Graubhaar kam oem nächtlichen Räuber gerade recht.

Munter konnte sich lange nicht beruhigen. Sie kehrte zwar bald wieder zu ihren sechs niedlichen Teckelkindern zurück, die sie mit leisem Schelten schon erwarteten, und jagte sie. Doch bald hielt es sie nicht mehr in dem warmen Rörbchen.

Ob im Hause wohl alles in Ordnung war? Schließlich hatte man neben den Mutterpflichten auch die des häus-lichen Beschüters. Munter eilte zur Kammer hinaus, blickte die Treppe empor zum oberen Stockwerke des Landhauses und bob lauschend den spiken Kopf.

Kein, es war nicht alles in Ordnung. Denn was be-deutete das leise Geräusch oben auf dem Boden? Das klang

beinahe, als ob Frischens kleine Schwester weinte. Da wollte sie einmal nachsehen.

Schon lauschte die Hündin mit fliegenden Ohren die Treppe zum Oberstod hinauf. Aus einer Bodentammer kamen die leisen Klageklänge. Und als Munter ihnen nachging, fand sie vor fünf ganz jungen Räschen, blind und hilflos, die jämmerlich schrien. Die Boden-luke war offen. Dort ging Graubhaar wohl hinaus, um nächtliche Dachpromenaden zu unternehmen. Von dort her würde sie wohl auch bald zurückkommen. Der Mond schien grade herein und beleuchtete die fünf Rabenkinder.

Munter beschnupperte sie, leckte sie, als wolle sie sie beruhigen, dann schlich sie wieder abwärts. Jetzt mußte sie ja, was im Hause vorging. Graubhaar würde bald wieder- kommen.

Oder nicht? Plötzlich entsann sich Munter des nächtlichen Varms. War Graubhaar etwas zugestoßen? Was wurde dann aus den Räschen? Munter lag längst wieder wärmend auf ihren Kleinen, aber Ruhe fand sie nicht. Wenn die eigenen Kleinen so schmerzlich jammern würden, wie die Raben-kinder dort oben, wenn sie frieren und hungern mühten? Munter vernahm deutlich, wie die Räschen schrien. Graubhaar war also noch nicht zurück. Vielleicht kam sie nie mehr. Und die Kleinen jammerten nach der Mutter, nach ihrem warmen Fell, warteten, daß ihre Zunge sie streichle und lecke, ihr Körper sie zudecke gegen den kalten Nachtwind, der durch das Fenster strich.

Die Hündin erhob sich jäb. Das Jammern vom Boden her war unerträglich. Dann blickte sie fünfmal die Treppe hinauf und hinunter. Jedesmal mit einem der Räschen im Maul. Und immer, wenn sie zum Rest zurückkehrte, bettete sie es sorgsam zwischen ihre Teckelkinder. Als das Letzte geborgen war, legte Munter sich beifussam auf ihr über-volles Rörbchen, und bald hörte das Jammern der Räschen auf. Warm und zufrieden ruhten sie zwischen den jungen Hündchen, vom Schläfe umfungen. Auch Munter schlief, bis ihre vergrößerten Mutterpflichten sie weckten.

So sah Frauchen die Dinge, als Munter sie bellend zu ihrem Rörbchen führte.

Sie schlug die Hände zusammen. „Aber Munter, woher hast du die Räschen? Wie kannst du Graubhaar die Kinder nehmen?“

Dann fing sie an zu begreifen: „Wo ist Graubhaar?“

Man suchte sie überall, man fand sie nicht. Aber man ahnte, daß Graubhaar Opfer eines Rabentäubers geworden.

Bedutiam streichelte Frauchen Munters blankes Fell. Munter hat ihre Kleinen treulich aufgezogen. Sie sind alle brave Teckel und Raben geworden.

Geschehen in Wiesden und dem Leben nacherzählt.



Frishen hol den Vater und das Schwesterchen! Jeder soll sehen, was für ein treues Tierchen Munter ist.



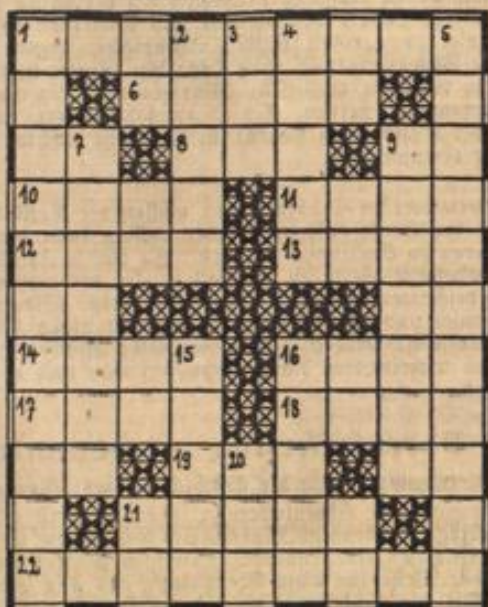
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagrecht: 1. Australisches Säugetier, 6. Autounfall, 8. holländischer Kolonist in Südafrika, 10. Fluß im Harz, 11. alttestamentarischer König, 12. bekannter Operettenkomponist (?), 13. Farbenbehälter, 14. pferdesportliche Übung, 16. nordischer Rännername, 17. Ort und See bei Rom, 18. Rüstling, 19. englische Anrede, 21. Furcht, 22. Nahrungsmittelgehalt.

Senkrecht: 1. Staat in Nordamerika, 2. Körperteil, 3. Antilopen-Art, 4. wertlose Überbleibsel, 5. Stadt in der Provinz Sachsen, 7. Musikinstrument, 9. Stadt des Altertums, 15. Möbel, 16. Fluß in Rußland, 20. persönliches Fürwort.

Rätselsprung.



Silben-Rätsel.

a — a — ball — blet — bund — chi
de — den — dend — di — du
e — e — en — en — en — eis — er
er — eu — ga — gant — ger —
gi — go — hohl — hu — hu — in
in — ko — lau — li — lin — ling
lör — mis — nar — ne — nei
nen — nis — phro — pi — pi —
rach — re — ri — rich — ro — rus
saum — se — se — si — spei
ster — su — ta — te — te — ten
the — tri — va — vi — wen —
wild — win — zi.

Aus diesen 70 Silben sind 24 Wörter zusammenzustellen, deren Anfangsbuchstaben abwärts, die Endbuchstaben aufwärts gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben. (4 ein Buchstabe.)

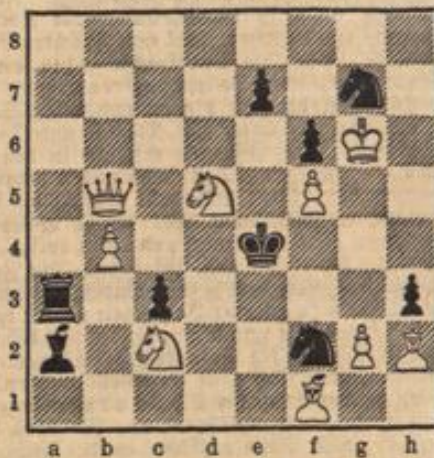
Die Wörter bedeuten:

1. Slavischer Volksstamm, 2. eine der Grazien, 3. Westgotenkönig, 4. zweimal vorhandenes Stüd, 5. Insektenlarve, 6. Betäubung, 7. die zu teilende Zahl, 8. neues Heilmittel, 9. Staat in Mexiko, 10. Sportutensil, 11. griechische Landschaft, 12. Verzeichnis, 13. Wasservogel, 14. Ränkemacher, 15. Stadt in Baden, 16. Klageklage, 17. Landstreicher, 18. Nachkommen, 19. Wagneroper, 20. Erfrischung, 21. Göttin der Gerechtigkeit, 22. ungarischer Weinort, 23. handarbeitstechnischer Ausdruck, 24. Rännername.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Anode, 4. Trost, 8. Troja, 10. Artus, 12. var, 13. Hagen, 14. Ara, 15. Diben, 17. Drama, 19. Art, 21. Ansel, 22. Anben, 24. Met, 27. Herne, 30. Rubel, 32. Eli, 33. Siena, 34. Ulm, 35. Ader, 36. Winke, 37. Hanau, 38. Redda. Senkrecht: 1. Aral, 2. Nordamerika, 3. Dahn, 5. Rand, 6. Staatenbund, 7. Turm, 8. Frosch, 9. Eger, 11. Saar, 16. Efen, 18. Rabau, 19. Alm, 20. Tat, 23. Thea, 25. Eden, 26. Ulme, 28. Elch, 29. Fira, 30. Rabe, 31. Elia. — Rätselsprung: Hoffnung schlummert tief im Herzen, wie im Lilienfeld der Tau; Hoffnung taucht wie aus den Wolken nach dem Sturm des Himmels Blau; Hoffnung feimt, ein schwaches Gähnen, auch aus natter Felsenwand; Hoffnung leuchtet unter Tränen, wie im Wasser der Demant. (Freiherr v. Gaudy.) — Silben-Rätsel: 1. Danton, 2. Injurie, 3. Eminenz, 4. Fanatiker, 5. Romanze, 6. Elysium, 7. Urach, 8. Demosthenes, 9. Erbdeben, 10. Rögelei, 11. Durlach, 12. Imferi, 13. Epidermis, 14. Manhattan, 15. Archipel, 16. Rabe, 17. Unband, 18. Expansion, 19. Salalaifa, 20. Effipom, 21. Referendar, 22. Tamarinde, 23. Relativ, 24. Clement, 25. Iselid. Die Freuden, die man übertrifft, verwandeln sich in Schmerzen. — Ramm-Rätsel: 1. Sprung, 2. Agathe, 3. Graubi, 4. Binsel, 5. Ampere, 6. Eigelschafspeate, Geibel.

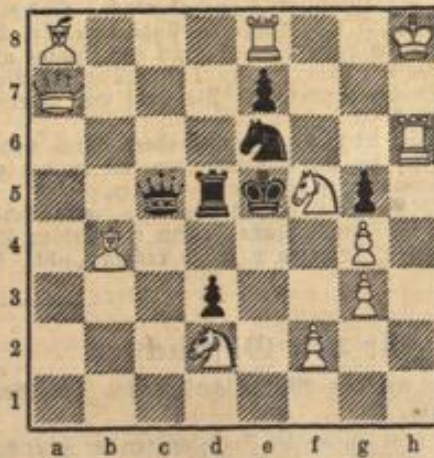
Nr. 71. M. Karstedt.



Weiß: Kg6, Dh5, Lf1, h2, Sc2, d5, Bb4, f5, g2.
Schwarz: Ke4, Ta3, La2, Sf2, g7, Bc3, e7, f6, h3.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 72. M. Mannheimer.



Weiß: Kh8, Da7, Te8, h6, La8, b4, Sd2, f5, Bf2, g3, g4.
Schwarz: Ke5, Dc5, Td3, Se6, Bd3, e7, g5.

Matt in 2 Zügen.

Eines der älteren Monatshefte der österreichischen Schachzeitung enthält einen Aufsatz, worin von einem Schachspiel die Rede ist, das Albrecht Dürer zum Verfasser haben soll. Dieses Kunstwerk war lange Zeit verschollen. Die äußerst schön in Holz geschnitzten, den Stempel der Meisterschaft an sich tragenden Figuren (Könige und Königinnen zu Pferde, humoristische Eselreiter, Landsknechte usw. in vollständiger Anzahl) sind mehrere Zentimeter groß, von sehr reicher Komposition und von außerordentlicher Lebendigkeit. Die Echtheit der ungemein gut erhaltenen Figuren ist um so weniger zu bezweifeln, als dieser hochinteressante Kunstschatz seit Jahrhunderten als ein Werk Albrecht Dürers gilt. Augenblicklich befindet er sich in dem Besitz der jetzt in Oesterreich ansässigen Familie Tucher, deren Glieder bekanntlich früher zu den angesehensten Bürgern Nürnbergs zählten. Bei einer näheren Betrachtung der überaus hübschen und ausdrucksvollen Figuren kommt man zu der Frage: Hat Albrecht Dürer Schach gespielt? Ohne das Schach gründlich zu kennen ist es einerseits nicht möglich so viele Liebe, wie hier sichtbar die Hand des Künstlers führte, auf die Herstellung des Materials zu verwenden, andererseits müßte man voraussetzen, daß bei so viel Kennerschaft, Liebe und Sinnigkeit zum Schachspiel man gar nicht dazu käme, sich lange bei der materiellen Gestaltung aufzuhalten, sondern sich lieber ausschließlich in die geistige Gestaltung des Spieles, nämlich in die Partie und in das Problem zu versenken.

Partie Nr. 36. Gespielt am 19. November 1930 in Stockholm.
Französische Eröffnung.

Weiß: Spielmann, Schwarz: Stoltz.

1. e4—e6, 2. d4—d5, 3. Sd2—Sf6?, 4. e5—Sf6?, 5. Ld3—c5, 6. c3—Sc6, 7. Se2—Db6, 8. Sf3—cxd4, 9. cxd4—Lb4+, 10. Kf1. Im Interesse des Angriffs und des lebhafteren Partienverlaufs wird auf die Rochade verzichtet. 10. ... f6. Auf den Schablonenzug 10. ... 0-0 würde das Läufersopfer auf h7+ gewinnen. 11. Sf4—fxe5, 12. Sxe6—e4, 13. Lf4—exf3! Ein prachtvolles Damenopfer! 14. Lc7. Ein merkwürdiger Damenfang bei vollem Brett. 14. ... Sf6, 15. Sg7+—Kf7, 16. Lxb6—Lg4, 17. g3?—Lh3+, 18. Kgl—Kxg7, 19. Lc7—Th8, 20. Le5—Sxe5, 21. dxe5—Txe5, 22. Db3—Lc5. Ein Opfer jagt das andere. 23. Lf5. Auch dieses verzweifelte Gegenopfer vermag keine Erleichterung zu bringen. 23. ... Lxf5, 24. Db7+—Kg6, 25. Dxa8—Te2, 26. h4—Lf2+, 27. Kf1—Ld3, 28. h5+—Kg5. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 61. 1. Tg7!—Lb6 oder b8, 2. Tb7: 1. ... Lc5, 2. Te7: 1. ... Ld4, 2. d7: 1. ... Lxe3, 2. Kxe3. Nr. 63. 1. Dh3. Nr. 64. 1. Dh6.

Angegeben von P. Buerke, Ingenieur Schmitt, Karl Kreis, Karl Kahl, Felix Bott, Wilh. Simon u. Ludw. Nickel.

Lüftlign Ltd.



Schön ist die Jugend...

„Du Bengel, wer hat Dir denn die Löcher in den neuen Mantel geschnitten?“
„Papa, wir haben Delikatess-Läden gespielt und ich war der Schweizer Käse!“

Humor des Auslandes.

Der langweilige Besuch.

„Sie haben ja eine merkwürdige alte Uhr in Ihrer Diele stehen!“
„Ja... ein antikes Stüd — wir nennen sie den „Gast!“
„Wie originell! Und wie kommen Sie auf diesen Namen?“
„Weil Sie niemals gehen will!“

Im Walde.

„Hallo, guter Freund — gibts denn in dieser Gegend keinen Waldmeister?“
„Davon weiß i nix... bei uns gibts nur an Revierförster!“

Der Sommergast.

„Ich möchte also jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen!“
„Haben Sie keine Sorge, der Hahn wird Sie schon wecken!“
„Sehr schön — aber dann stellen Sie ihn doch lieber auf dreiviertel fünf!“
(Pages Gates).



Abrechnung.

„Warum haben Sie denn die Dosen hier aufgehängt?“
„Zur Abrechnung — alles Leistungen von dem Käser.“

Der Höfling.

Ein Herrscher des Morgenlandes legte seinen Höflingen die Frage vor, wen sie für einen größeren Mann hielten, seinen Vater oder ihn. Zunächst herrschte betretenes Schweigen, da man die Gefährlichkeit der Frage erkannte. Schließlich aber sagte ein alter Hofmann: „Dein Vater, o König der Könige, denn obwohl Du es in jeder andern Hinsicht mit Deinem Vater wohl aufnehmen kannst, ist er Dir doch in einem überlegen: er hat einen größeren Sohn, als Du je haben wirst.“ Er erhielt sofort eine hohe Bezeichnung.

Der ideale Gatte.

Eine verwitwete englische Lady hatte einen Haushofmeister, dem sie bei seiner Entlassung ein sehr gutes Zeugnis gab. Sie empfing von einer andern Dame einen Brief, in dem diese um mehrere Auskünfte bat und wissen wollte, ob der Mann vornehm, von einwandfreiem Charakter, elegantem Auftreten usw. sei. Darauf erwiderte sie: „Die verwitwete Lady blank teilt mit, daß sie, wenn ihr Haushofmeister auch nur die Hälfte der aufgezählten Eigenschaften besäße, ihn längst geheiratet hätte.“

Haus, Hof und Garten.

Des Gärtners Tagewerk im August.

Auch der August bringt uns noch heiße Tage. Nicht vergebens ist er nach alter Volksanschauung der Rothmonat. Er verleiht bereits einer großen Zahl von Früchten Reife sowie köstliche Süße. Auch die Aderfrüchte gehen unter der sengenden Sonnenglut ihrer Vollenbung entgegen. Einen angenehmen Ausgleich bringen die wundervollen Sommer-nächte durch ihre Frische, unter der Mensch und Tier auf-atmen. Die schlafenden Pflanzen erfrischt in den frühen Morgenstunden reichlicher Tau. Doch schon nahen mannigfache Vorbote des Herbstes. Mehr und mehr erbläht die Blüten- und Blätterpracht in der Natur und weicht düsteren und fahlen Farbtönen. Frühe Birnen und Äpfel reifen bereits, außerdem Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen. Die Zugvögel rücken zur Wanderung nach dem fernen Süden, obwohl ihnen der Tisch reichlicher als zu anderer Jahreszeit gedeckt ist.

Im Garten können wir uns keineswegs einer behaglichen Ruhe hingeben, wenn auch die laufenden Arbeiten wie Säen, Hacken und Gießen allmählich ganz eingestellt werden. Dafür nimmt die Vergung der Ernte im Obstgarten unsere Zeit und Kraft voll in Anspruch. Während das Steinobst für den Frischverbrauch in voller Reife gepflückt werden muß, ist das frühe Kernobst, Äpfel und Birnen je nach der Witterung vier bis sechs Tage vor seiner Reife zu ernten. In einem kühlen Raume reift es dann rasch, wird wohlgeschmeckt und saftig. Alles Fallobst muß immer noch restlos aufgefressen werden. Nicht verwertbares ist zu vernichten und wird am besten tief vergaben. Schwer beladene Bäume sind zur Vermeidung von Abbrüchen zu stützen. Bei anhaltender Trockenheit werden die Obstbäume reichlich bewässert und die Baum-scheiben mit kurzem Stallmist, Torfmull oder Erde zur Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit gut abgedeckt. Obstweillinge kann man jetzt auf das schlafende Auge veredeln. Beeren-sträucher lassen sich durch Niederbeugen der Zweige und Be-decken derselben mit Erde, die mit Torfmull zu vermischen ist, mit gutem Erfolge vermehren. Die Erde muß öfters ange-häufelt werden.

Auf die Schädlinge, insbesondere Blatt- und Blatt-läuse, sowie auf die Stachelbeerraupen, die in der zweiten Generation auftreten, ist besonders zu achten.

Im Gemüsegarten ist ebenfalls noch reichlich zu tun, zumal es schon mannigfache Früchte wie Erbsen, Bohnen, Karotten, Gurken, Tomaten u. a. zu ernten gibt. Öfteres

gründliches Durchfluden der Erbsen und Bohnen erhöht die Ernte. Bei anhaltender Trockenheit muß das Kohlgemüse, vor allem der Blumenkohl, die Kohlraben, sowie der Sellerie öfters reichlich gegossen werden. Von Taugen sollte man jetzt Abstand nehmen. Wo die Blätter der Gemüsepflanzen den Boden noch nicht vollständig bedecken, muß er nach wie vor öfters gelodert werden. Das Unkraut ist vor seiner Samen-bildung zu vernichten. Bei den Tomaten entfernt man noch immer die Seitentriebe, und unterdrückt die Blüten. Nur die Blätter, die die Früchte beschatten, sollten beseitigt werden, keinesfalls aber allzu viele Blätter.

Drei gemordene Beete sind ohne Zögern zur neuen Be-stellung gut vorzubereiten. Jede Stunde ist für die Entwic-klung der noch anzupflanzenden Gemüschgewächse gewonnen.

Ausgesät werden noch: Spinat, Salat für den Herbst-verbrauch, ferner Schwarzwurzeln, Radieschen, Petersilie, auch frühe Karotten und in sandigem Boden Teltomer Rüben.

Mitte des Monats wird das sogenannte Adventskraut, Blumenkohl, Weiß- und Rotkraut zur Anzucht von Sch-pflanzen für das nächste Jahr sowie Wintersalat und Früh-jahrszwiebeln ausgesät.

Zu pflanzen sind anfangs des Monats: Kraus-(Winter-) kohl, Kohlraben und Winterendivien, ausdauernde Küchengewürzkräuter, wie Schnittlauch, Esdragon, Sauer-ampfer u. a., nachdem sie vorher geteilt worden sind. Auch ältere Rhubarberstauden, deren Ernte nicht mehr befriedigt, sollten nach vorheriger Teilung unbedingt verpflanzt werden. Geschieht dies jetzt, dann wurzeln sie noch gut an und kommen infolgedessen unterseht in den Winter.

Speisepflanzen nimmt man aus dem Boden, sobald ihre Blätter gelbe Spitzen bekommen. Sie werden abtrocknen lassen und luftig aufgehängt. Gut entwickelte Endivien sind jagweise zum Bleichen aufzubinden. Die Kohlpflanzen bedürfen der Aufmerksamkeit, da die Gemüseraupen in Sicht sind. Im Blumen-garten ist bei Trockenheit der Rasen sowie die Blumenbeete reichlich zu bewässern. Die Balkonpflanzen erhalten wöchentlich einen leichten Düngwass. Mit gutem Er-folg können jetzt von Pelargonien, Fuchsen, Zimmerlinden, Ficus u. a. Stecklinge gemacht werden. Für die Veredlung der Rosen auf das schlafende Auge ist jetzt die geeignetste Zeit. Wertvolle Reifen werden durch Absehter vermehrt. B. C.

Für den Obstzüchter.

Im Kampfe mit den Wurzelschossen bei Zwetschen und Pflaumen.

Eine der unangenehmsten Eigenschaften der Zwetschen und Pflaumen die Bildung von Wurzelschossen, die mit zunehmendem Alter der Bäume immer zahlreicher einsehen. Ihre Be-seitigung reizt die Wurzeln zu immer neuen Schossen, so daß bald ein wahrer Wald von solchen Schmarozern entsteht. Man darf diese Schossen nicht planlos mit dem Spaten heraus-stechen, sondern muß vorsichtig dabei zu Werke gehen, damit dem Baume nicht unnötigerweise durch Entziehung von Nahrung geschadet wird.

Es kommt zunächst darauf an, besonders die stark ent-wickelten Triebe im Radkammer nach beendeter Wachs-tumszeit zu schwächen, also vorerst nicht gänzlich zu entfernen. Man nimmt ihnen zu diesem Zweck die krautartigen Spitzen und entfernt auch einige Blätter, während die unteren Blätter ganz beibehalten werden. Ein Durchtrieb erfolgt vor dem Winter nicht mehr. Einige Wochen später macht man einen weiteren Rückschnitt. Auf diese Weise gewinnt der Baum wenigstens einen Teil der von den Schossen geraubten Nährstoffe zurück. Im Januar werden dann die Wurzelschossen dicht über ihrer Entstehungsstelle weggeschnitten und gleichzeitig etwa vorhandene Seitentriebe mit entfernt. Da-bei muß die Entstehungsstelle von der Erde bloß gelegt wer-den, die nach dem Schnitt wieder aufzubringen ist. Diese Ar-beit nimmt man vor Beginn der Saftbewegung in Angriff, damit der Baum nicht wiederum durch die Entstehung neuer Sprossen Nahrungstoffe einbüßen muß.

Das Veredeln auf das schlafende Auge.

Unter den mannigfachen Veredlungsweisen ist das Keugeln oder Okulieren die einfachste Methode, die wegen ihrer leichten Ausführbarkeit selbst dem Anfänger bestens empfohlen werden kann. Sie besteht darin, daß von einem edlen Baume ein Auge (Knospe) auf einen Wildling übertragen wird. Ein etwaiges Wiltlingen dieser Veredlungsart schadet keineswegs dem Baum und kann nötigenfalls im nächsten Jahre wiederholt werden. Dazu führt sie im Falle des Ge-lings rasch zu einem sicheren Erfolg, indem sich der Edel-trieb mit der Unterlage innig vereinigt und auch wie beim Zwergobst bald Früchte trägt.

Das Keugeln kann in zweifacher Weise ausgeführt wer-den: 1. auf das „treibende Auge“ im Frühjahr, d. h. das ein-gelegte Auge entwickelt sich noch im Laufe des Jahres, oder 2. im Juli bis September auf das „schlafende Auge“, das schon nach kurzer Zeit mit der Unterlage verwächst, aber erst im nächsten Frühjahr austreibt.

Die erste Methode wird nur in beschränktem Maße, meist nur bei Aprikosen und Pfirsichen angewandt, die zweite da-gegen in allen Fällen.

Es ist selbstverständlich, daß die Edelreiser, da wir nur ihre guten Eigenschaften vererben wollen, stets von gesunden und fruchtbaren Bäumen genommen werden. Nach dem Schnitt sind sie sofort zu entblättern, damit die Blätter ihren Saft nicht verdunsten, und sie selbst sowie ihre in den Blättern ruhenden Knospen verrotten. Mit einem scharfen Okulier-messer sind die Augen in der Mitte der Reiser, weil sie die stärksten sind, möglichst rasch mit einem glatten Schnitt abzu-lösen. Dabei nimmt man das Okuliermesser in die linke Hand und macht zunächst 10 Zentimeter über und unter dem Auge je einen Querschnitt in die Rinde. Vom oberen Schnitt aus löst man dann das Auge mit einem schmalen Rindenteile ab, so daß nur ein dünner Holzstreifen auf der Innenseite daran haftet. Danach ist an dem Wildling an der Stelle, wo das Auge eingesetzt werden soll, ein sogenannter T-Schnitt in die Rinde zu machen, ohne jedoch das Holz selbst zu treffen. Nun wird die Rinde unterhalb des Querschnittes zu beiden Seiten des senkrechten Schnittes vorsichtig gelöst, und das Auge unter die gelöste Rinde geschoben. Die Stelle wird dann sofort mit Saft verbunden, jedoch muß das Auge frei-bleiben. Der Verband soll aber ober- und unterhalb des T-Schnittes über diesen hinausgehen. Die ganze Maßnahme muß bei aller Sorgfalt äußerst rasch vor sich gehen, damit die offen gelegten Stellen nicht trocknen. Warmes Wetter fördert

das Anwachsen des Auges, kühles Wetter verzögert es. Die Veredlung der Rosen und anderer Ziersträucher wird in ge-nau der gleichen Weise ausgeführt. B. C.

Grundzüge für die Obsternte.

Alles Obst, gleichgültig ob frühes oder spätes, muß sorg-fältig geerntet werden, damit es keine Druckstellen bekom-mt, noch weniger aber verletzt wird. Das Kernobst pflückt man stets mit unversehrtem Stiele. Dabei ist das nächstjährige Fruchtholz möglichst zu schonen. Es ist deshalb eine Anlei-te, die schwer zu erlangenden Früchte abzuschlagen. Man be-steige auch nicht beim Pflücken den Baum, sondern bediene sich stets dazu einer Leiter. Frühes Kernobst darf nicht in voller Reife geerntet werden, weil es dann gewöhnlich teigig oder mehlig wird. In der Regel zeigt der Baum den rich-tigen Zeitpunkt zum Pflücken der Früchte selbst an, wenn er die vollkommen ausgebildeten fallen läßt. Dann sind die noch hängenden Früchte sofort zu pflücken, auch wenn sie noch hart sind. Sie müssen nur schon vollkommen ausgewachsen sein und bereits eine leuchtende Schale besitzen. An einem kühlen Orte reift dann das Obst rasch und wird wohlgeschmeckt und saftig. Das Steinobst, Zwetschen und Pflaumen, ist dagegen erst bei voller Baumreife zum Frischverbrauch zu ernten. Vorher soll man den Baum erst zwei- oder dreimal schütteln, um das wurmfällige Obst zu Fall zu bringen. Auf diese Weise wird es gleich von den gesunden Früchten getrennt.

Im Gemüsegarten.

Gemüse-Ausaaen im Sommer.

Bei den sommerlichen Ausaaen muß mehr denn je dafür ge-fordert werden, daß die Samen gut gebettet in der Erde lie-gen, also rings von solcher umgeben sind. Hochliegende Samen laufen Gefahr, daß die jungen, zarten Keime beim Auskriechen alsbald vertrocknen. Eine weitere Ursache des Wiltlingens der Ausaaen ist das Austrocknen gerade der obersten Schicht des Bodens, die die Samen birgt. Beidem ist durch folgende Maßnahme erfolgreich vorzubeugen. Zuerst säe man nur in frisch gegabenes Land und warte nicht, bis es vollständig ausgetrocknet ist. Außerdem säe man nur in Rillen, deren Erde man vorher in einem handbreiten Strei-fen mit Torfmull oder guter Komposterde, die beide die Feuchtigkeit längere Zeit halten, innig vermischt. In diese Streifen, die man mit der Brause tüchtig anfeuchtet, werden die Rillen angelegt und die Samen möglichst dünn hinein-gestreut. Dann bedeckt man sie leicht, am besten wieder mit Komposterde und überbraut auch diese mit Wasser. Nachdem das Wasser in 1 bis 2 Stunden eingezogen ist, werden die Rillen mit einem schmalen Brett festgedrückt, so daß die Samen gut in der Erde gebettet liegen. Um auch weiterhin die Feuchtigkeit zu erhalten, sind die Rillen namentlich bei Trockenheit täglich am besten in den Abendstunden reichlich zu überbrausen, bis die Keimlinge erscheinen. Diese sind auch späterhin für Feuchtigkeit sehr dankbar.

Die Schwarzwurzel, ein anspruchsloses Wintergemüse.

Die Schwarzwurzel gedeiht ebenso gut in rauheren Lagen wie in der geschützten Ebene. Ihre Ansprüche an den Boden sind überaus bescheiden. In milden Gegenden erreicht die Schwarzwurzel bei frühzeitiger Ausaat im März schon im Herbst die gewünschte Größe. In rauhen Gebirgsgegenden ist jedoch eine zweijährige Kultur erforderlich, die aber dem Geschmack keinerlei Abbruch tut. Zur Erlangung schöner, glatter Wurzeln ist eine tiefgründige Bodenbearbeitung nö-tig. Diese muß sich auf mindestens 50 Zentimeter erstrecken. Man sollte es nicht unterlassen, die Erdschichten beim Umar-beiten gut mit einander zu vermischen, da sonst leicht un-brauchbare Nebenwurzeln entstehen. Die Reihen- ist der Breitfaat wegen der leichteren Bodenlockerung vorzuziehen. Der Abstand der Reihen muß mindestens 25 Zentimeter be-tragen. Da der Samen bald seine Keimkraft verliert, soll er schon im zeitigen Frühjahr ausgesät werden. Aus demselben Grunde verwendet man zur Ausaat für die zweijährige Kultur, die während der Monate August und September vor-zunehmen ist, ganz frischen Samen, der gewöhnlich im Juli

reift. Nach dessen Aufgang beschränkt sich die ganze Pflege auf das öftere Lockern des Bodens und Entfernen des Un-krautes. Bei der großen Widerstandsfähigkeit gegen Kälte halten die Schwarzwurzeln ohne Bede den Winter aus. Um sie nicht zu verlegen, müssen die Wurzeln vorsichtig aus dem Boden genommen werden. Es ist empfehlenswert, sich vor Eintritt der Kälte einen Vorrat im Keller in feuchten Sand oder Erde einzuschlagen.

In verwilderten Erdbeerbeeten müssen die Ranken als-bald nach der Ernte entfernt werden. Man kann die fröh-lichsten davon zu Sehligen benutzen. Zu diesem Zwecke sind sie auf besondere Beete zu verschulen. In der ersten Zeit sollen sie beschattet und feucht gehalten werden. Sie ent-wickeln sich rasch und können Ende August mit guten Wurzel-ballen verpflanzt werden. Die an den alten Pflanzen immer wieder neu erscheinenden Ranken schneidet man noch zwei bis dreimal ab.

Die Bodenlockerung im Sommer.

Eine Notwendigkeit für die Entwicklung der Pflanzen.

Die sommerliche Bodenlockerung ist eine äußerst wichtige und unbedingt notwendige Maßnahme, die auf die Entwic-klung der Pflanzen einen überaus günstigen Einfluß hat. In anschaulicher Weise hat diese Einwirkung das alte Gärtnert-wort: „Mit der Hacke zieht man die Pflanzen groß“ zum Ausdruck gebracht und damit den Nagel auf den Kopf ge-trieben. Die nachstehenden Erörterungen sollen einige An-wendungsbeispiele bringen.

Unsere Rußpflanzen sind im Frühjahr und Sommer hauptsächlich auf die im Boden aufgespeicherte Winterfeuch-tigkeit angewiesen. Da gilt es vor allen Dingen, den Wasser-gehalt zu regeln, den Boden also vor frühzeitigem Austrock-nen zu bewahren. Dem kann nur durch eine öftere oberfläch-liche Bodenlockerung vorgebeugt werden. Die kleinsten Boden-teilchen bilden trotz enger Lagerung noch kleine Hohl-räume, die man wegen ihrer Ähnlichkeit mit haarfeinen Röhren kurzweg „Haarröhren“ (Kapillarien) nennt. In ihnen steigt das Wasser, von den Wänden der Röhren ange-zogen, bis an die Oberfläche des Bodens, wo es schließlich durch Sonne und Wind verdunstet wird. Verdunstet man nun den Boden an der Oberfläche, so werden dadurch die Haarröhren hier zerstört. Die zertrümmelten Bodenteilchen lagern sich über die tieferen, unversehrt gebliebenen Haarröhren und zwar in größeren Zwischenräumen, so daß es dem Wasser nicht möglich ist, in die Höhe zu steigen und zu verdunsten. Dadurch kommt die Feuchtigkeit zum größten Teil den Pflanzen zugute. Mit der Bodenlockerung wird es aber auch Tau und Regen ermöglicht, sofort in den Boden einzudringen, während bei einer verkrusteten Oberfläche dies erst bei anhaltenden Niederschlägen der Fall ist.

Die Bodenlockerung durchläuft aber auch das Erdreich, so daß den Wurzeln, insbesondere aber auch den für die Er-nährung der Pflanzen so wichtigen Bodenbakterien, der zu ihrem Leben nötige Sauerstoff zugeführt wird. Besonders bei Sämlingen kann man denn auch die günstige Einwirkung der Bodenbearbeitung auf ihr Wachstum sehr bald beobachten.

Von Wichtigkeit ist auch schließlich, daß das Unkraut, das dem Boden einen erheblichen Teil Wasser entzieht, bei der Bodenlockerung meist schon vor seiner Samenbildung vernich-tet wird.

Der Zeitpunkt der Bearbeitung ist gegeben, sobald der Boden durch Gießen oder Regen verkrustet oder durch starke Regengüsse zusammengeschlagen worden ist. Steht der Boden in guter, alter Kultur, so daß er mürbe und frumelig ist, so vermag sich auch in der Regel nur eine dünne, feste Kruste-schicht zu bilden, die jedoch umso härter wird, je bindiger und lehmhaltiger der Boden ist. Mindestens alle zwei bis drei Wochen zu Anfang der Kultur muß daher die Kruste zertrümmert werden. Erst späterhin, wenn die Blätter der Gemüsepflanzen den Boden beschatten und ihn dadurch vor dem Verkrusten schützen, wird das Aufhackeln überflüssig.

Meist bedient man sich zur Vernichtung der Kruste der gewöhnlichen Schlaghade, begeht aber dabei meist den Fehler, daß man den Boden zu tief hackt. Dadurch wird die Arbeit nur erschwert, weil es nur erforderlich ist, die dünne, feste Kruste zu zertrümmern. Bei gutem Gartenboden kann dies schon mit einem eisernen Rechen fast mühelos geschehen.

Expropte Ratschläge.

Die rechte Zeit zum Pflücken der Pfirsiche ist gegeben, wenn die Früchte ihre leuchtende Farbe zeigen, und sich bei leichtem Druck mit der Hand vom Stiele lösen. Jedoch muß man sie mit der ganzen Handfläche umfassen, um sie in keiner Weise zu drücken. Rührt man sie dann zwei bis drei Tage in einem kühlen Raume liegen, so gewinnen sie wesent-lich an Wohlgeschmack. Am vorteilhaftesten pflückt man die Früchte in den frühen Morgenstunden, da sie dann am voll-saftigsten und recht prall sind.

Ausgewachsene Steckzwiebeln sind um so länger haltbar, je trockener sie in den Lagerraum kommen. Man wähle daher einen recht trockenen, sonnigen Tag zur Ernte und lasse sie unter öfterem Wenden mehrere Stunden in der Sonne liegen. Bei geringerem Vorrat füllt man in ein klei-nere Bündel zusammen und hängt sie in einer luftigen Kam-mer auf. Hausweises Lagern auf kaltem Fußboden wird am besten vermieden. Es sei denn, daß man sie von Zeit zu Zeit durch gründliches Wenden lüftet.

Die Reife der Kürbisfrucht erkennt man an dem Einschrumpfen und Runzeligwerden des Fruchtstieles. Auch klingt die Frucht bei leichtem Anklopfen hohl.

Die Blätter des Estarions Endivien werden gewöhn-lich durch Aufbinden gebleicht, damit sie recht zart werden. Man erreicht denselben Zweck, wenn man die Pflanzen zu An-fang etwas dichter setzt, so daß sie sich im ausgewachsenen Zu-stand etwas drängen.

Mitunter wollen sie auch nicht blühen, obwohl sie mit Blütenknospen bedeckt sind. Die Ursache davon ist meist im Wassermangel zu suchen. Allzu schattiger Stand kann je-doch auch die Ursache sein. Der Oleander ist ein Sonnenkind, das nur in der Sonnenglut seine herrlichen Blüten in reichem Maße entfaltet. Sagen ihm auch die Bodenverhältnisse nicht zu, dann wird er schwerlich zum Blühen zu bringen sein. Er muß ziemlich früh im Jahre in die Sonne gestellt werden. Der Oleander bringt nur an den vorjährigen Zweigen Blüten. Werden diese daher stark zurückgeschnitten, so ist natürlich nicht an einen Blütenansatz zu denken. Die Aufbe-wahrung des Oleanders während des Winters geschieht am besten in einem nicht dunklen, frostfreien Keller. Er wird während dieser Zeit nicht gegossen.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 200.

Sonntag, 2. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banffrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(3. Fortsetzung.)

„Die Polizei war im Hause“, sagte er aufgeregt im Flüsterton.

„Sprechen Sie, wenn ich Sie frage!“ fuhr ihn Chiari erschrocken an und eilte an ihm vorüber in die Türe seines Arbeitszimmers. Aber schon wenige Minuten später klingelte er lange und aufgeregt.

„Erzählen Sie!“, fuhr er den eintretenden Diener jetzt an.

„Es war kurz nach fünf Uhr in der Frühe“, begann der alte, schon grauhaarige Mann. „Ich war die Nacht über auf gewesen, weil ich Sie erwartete. Ich wollte Ihnen sagen, daß Herr Umberto gestern Abend nur kurz hier war und ein so sonderbares Wesen zur Schau trug, daß ich ängstlich . . .“

„Umberto war hier — Mann — so reden Sie doch —“

„. . . war hier“, bestätigte der Diener mit einem erstaunten Blick auf den erregten Direktor. „Er wollte Sie nicht sprechen. Als ich ihm sagte, daß Sie möglicherweise bei der Polizei zu tun hätten und den ganzen Tag über noch nicht wieder zu Hause gewesen seien, erschrak er heftig, ließ mich stehen und eilte in Ihr Zimmer hinaus. Eine Viertelstunde später verließ er das Haus mit einem kleinen Koffer. Auf meine Frage, ob ich Herrn Direktor etwas bestellen soll, antwortete er mir gar nicht.“

„Weiter . . .!“ drängte Chiari.

„Das andere . . .“ nun dämpfte der Diener seine Stimme noch mehr, „ist Herrn Direktor offenbar entgangen, in der Erregung über die Mordgeschichte. Auch die gnädige Frau ist seit vorgestern Abend verschwunden . . .“

„Was?“

„Ja!“ Der Alte senkte den Kopf, so daß Chiari sein Gesicht nicht sehen konnte. „Vorgestern Abend — also noch vor der Mordnacht, hat die gnädige Frau um neunzehn Uhr das Haus verlassen. Ebenfalls mit einem kleinen Koffer. Ich mußte ihr einen Taximeter bestellen. Ihre Zimmer sind abgeschlossen.“

Chiari hatte den Kopf auf die Hand gestützt. Er antwortete nicht. Erst nach einer Weile machte er eine müde Handbewegung.

„Warum erzählten Sie mir das gestern nicht?“

Der Diener verbeugte sich. Huschte nicht ein Lächeln über sein altes, faltentreiches Gesicht? Aber das war wohl eine Täuschung.

„Ich bitte Herrn Direktor, sich daran erinnern zu wollen, daß Herr Direktor weder gestern noch heute Nacht zu Hause waren und nur gestern früh sich hier eine halbe Stunde in Anwesenheit des Kommissars Weiß aufhielten.“

Chiari war zu müde, um den leisen Unterton in der Rede des Dieners zu hören. „Was wollte die Polizei nochmals?“, fragte er nur.

„Kommissar Weiß erkundigte sich nach der Wohnung Ihrer Geliebten, Herr Direktor“, flüsterte der Diener devot.

Er sah wohl nicht mehr, wie sein Herr zusammenzuckte, denn er verließ im gleichen Augenblick das Zimmer.

Chiari saß und brütete vor sich hin. Nervös rauchte

(Nachdruck verboten.)

er eine Zigarette nach der andern. Es war zuviel, was auf ihn einstürmte, die Ereignisse jagten sich. Er machte eine hilflose Gebärde, wie ein Kind, das weinen möchte. Er war keine starke Natur.

Als er sich endlich beruhigt hatte, entnahm er seinem Schreibtisch die zweiten Schlüssel zu den Zimmern seiner Frau. Mit müden Schritten ging er die Treppe hinauf und öffnete die Türe.

Im matten Licht des Morgens, der durch die verschlossenen Jalousien drang, lagen die wohlbekannten Räume, der kleine, zärtliche Salon, das Boudoir, in dem noch der Duft der Frau war. Das Schlafgemach, als sei es eben erst verlassen. Chiari ließ sich auf das Taburett vor dem Toiletentisch nieder. Wieder tauchte vor ihm sein Gesicht im Spiegel auf, und wieder erschrak er heftig vor seinem eigenen Aussehen. Dies Gesicht war alt, fahl, zermürbt.

Chiari saß schon eine Weile, als er bemerkte, daß auf dem runden Tisch des Boudoirs ein Brief lag, auf dem seine Frau mit ihren steilen, so energischen Schriftzügen seinen Namen geschrieben hatte. Lange Zeit hielt er den Brief in der Hand, ehe er sich entschloß, den Umschlag aufzureißen.

Es waren nur wenige Zeilen. Ruhig und sachlich, ein paar Abschiedsworte, eine Erklärung, die wie ein Peitschenhieb wirkte. Chiari war zu müde, um diesen Hieb in seiner ganzen Wucht empfinden zu können, er fühlte nur die namenlose Leere in sich, die ein Verzweifelter fühlt, wenn er sieht, wie ihm auch der letzte Halt entgleitet.

Aber dann stand er auf und im plötzlichen Umschwung seiner Gedanken zerriß er den Abschiedsbrief seiner Frau mit einem höhnischen Auflachen. Es klang nicht echt.

Als Chiari wieder in seinem Arbeitszimmer vor dem mächtigen Schreibtisch saß, empfand er alle diese Geschehnisse in ihrer Tragweite. Die Geliebte, die ihn auslachte, der Mord in der Bank, die Flucht des Kassierers, die Flucht des eigenen Bruders, die Flucht seiner Frau. Und das andere, das Letzte, das bis jetzt noch kein Geheimnis war. —

Wieder lachte er höhnisch auf. Was hatte ihm diese Ehe bedeutet? Repräsentation? Nicht viel mehr. Oder doch mehr? Inneren Halt? Das Bild seiner Frau tauchte vor ihm auf — das ernste, so oft traurige Gesicht, in dem manchmal so viel Verachtung für sein Tun lag. — Chiari fuhr auf und schlug zornig mit der Faust auf den Tisch. Aus. Vorbei. Aber in seinen Zorn mischte sich das höhnische Gefühl des Befremdteins. Nun stand ihm ja nichts mehr im Wege. —

Mit einer häßlichen Geste zog er den Schlupfstrich unter diese Ehe, die nie eine Ehe war.

Kommissar Weiß saß in der Garçonwohnung Umberto Chiaris. Er rauchte gemächlich eine Zigarre, stöberte mit Ruhe in Schubladen und Fächern, las hin und wieder mal einen Brief, legte andere zu einem Bündel zusammen, Dokumente, deren Studium er sich für eine ruhigere Stunde aufbewahrte.

Sehr sorgsam studierte er seine Umgebung. Die kleine Wohnung war sehr elegant, ein wenig weiblich,

und doch eigentlich ohne eine eigene persönliche Note.

Sie war aufgeräumt, und dennoch blieb der Eindruck haften, als sei sie soeben erst und sehr plötzlich verlassen worden. Zwar waren die Aschenbecher auf dem Rauchtisch leer, die Papiere auf dem Schreibtisch, unbezahlte Rechnungen zumeist, waren wohlgeordnet, und trotzdem wehrte sich Kommissar Weiß vergeblich gegen dies unbestimmte Gefühl, daß ihr Besitzer diese Räume erst kurz vor seinem Eintritt verlassen habe.

Kommissar Weiß, der nicht nur ein guter, pflichtgetreuer Beamter war, sondern auch ein Mensch, der Phantasie und ein überaus feines Empfinden besaß, hatte Umberto Chiari nicht gekannt, und dennoch vermochte ihm dieses Milieu ein ganz bestimmtes Bild des Flüchtlings zu vermitteln. Er sah ihn, weich, verwöhnt, Modetyp, wie er Bars und Cafehäuser bevölkert, mit der gewissen Geste eines jungen Menschen, der über reichliches Geld verfügt und sich schon aus diesem Grunde seinen Mitmenschen weit überlegen fühlt.

Es war Weiß aufgefallen, daß bei all den Papieren, die er durchsucht hatte, keine Photographie des Flüchtlings war. Er lächelte über diese naive Art, die Spur zu verwischen.

Kurz bevor Kommissar Weiß ging, überprüfte er noch einmal Fächer und Schubladen. Ohne Absicht eigentlich, nur mehr aus einem gewissen Ordnungsgedankel heraus untersuchte er auch, allerdings nur flüchtig und oberflächlich, den Toilettentisch des jungen Italieners. Blöcklich pfiß er leise durch die Zähne. Mit spitzen Fingern nahm er aus einem kleinen Ebenholkästchen zwei Briefe mit weiblicher Handschrift ohne Kuvert und, wie er sich überzeugte, auch ohne Unterschrift. Das Papier duftete stark nach einem etwas ergrittrichen Parfüm. Nachdenklich blieb Weiß stehen. Der Duft schien ihm bekannt. Vergeblich versuchte er sich zu erinnern, achselzuckend wollte er bereits die beiden Briefe zu den übrigen Dokumenten in die Ledertasche schieben, als er in dem gleichen Ebenholkästchen ein Paar waschlederne Damenhandschuhe bemerkte. Hastig griff er zu — und wieder strömte ihm dieses eigenartige Parfüm entgegen.

Einen Augenblick blieb der Beamte mit zusammengezogenen Augenbrauen in der Mitte der kleinen, eleganten Wohnung stehen. Dann nickte er bedächtig, legte die Handschuhe zu dem übrigen in die Tasche und ging.

Weiß triumphierte. Dann stutzte er. War diese Gedankenkombination nicht doch zu billig? Gut. Der junge Chiari war geflohen. In seiner Wohnung liegt ein Handschuhpaar, dessen Größe, dessen Duft dem im Bankhaus an der Nordstelle gefundenen Handschuh entspricht. War es nicht logisch, daß Chiari, von seiner Geliebten kommend, den Einbruch in die Bank seines Bruders versuchte und bei der Entdeckung durch eine plötzliche Bewegung diesen einen Handschuh verlor, den er durch einen Zufall in der Tasche behalten haben mochte? Wie rechtfertigte sich aber dann die Flucht des Kassierers? Wie war es möglich, daß es weder dem einen noch dem anderen — soweit sich überhaupt der Verdacht des Mordes auf die beiden Flüchtlinge ausdehnen ließ — gelungen war, den Kassenraum zu erreichen, um die dort liegenden Gelder zu entnehmen? Und — wie war es möglich gewesen, daß Direktor Chiari, noch ehe ihn der Anruf des Beamten erreichen konnte, im Bankhaus auftauchte, knapp eine Viertelstunde, nachdem der Schuß gefallen war, der den Portier tötete?

Kommissar Weiß triumphierte nicht mehr. Nachdenklich schritt er weiter. Hier war irgend ein Geheimnis, das er zunächst noch nicht ergünden konnte. Unbewußt sah er auf die Aktentasche in seinem Arm nieder, als erhoffe er von ihrem Inhalt die Lösung.

Schon im Begriff, die Straßenbahn zu besteigen, fiel es ihm ein, die letzte Ausgabe der großen Morgenzeitung zu kaufen. Von einer unbestimmten Ahnung getrieben, schlug er sofort das zweite Blatt auf, und, während eine Straßenbahn klingend davonfuhr, las er die fette Überschrift: „Die Filiale der Banca Italiana stellt ihre Zahlungen ein!“

Es war ein phantastisch schöner Tag. Wie Spielzeug, wie ein buntes Gemälde huschte die Landschaft unter dem Flugzeug hin. Dann kam das Meer. Silbernen lag die Sonne auf der weiten Wasserfläche, große Ozeanfahrer, winzig klein aus der Flugzeugperspektive, kleine Segelboote, wie kleine dreieckige Punkte, dazu das eintönige Geräusch des rasenden Propellers.

Mit einem Blick, der Traurigkeit und Freude zugleich ausdrückte, sah René Savary das letzte Stückchen des europäischen Festlandes am Horizont verschwinden. Dann war nur noch Meer, wie ein großer blühender Spiegel, — und dann, noch weit, in einen leichten Dunst gehüllt, tauchten die Felsen der englischen Küste auf. Nicht lange, dann schwebte das Flugzeug über der englischen Landschaft mit den vielen, fatten Wiesen, den kleinen, lustigen Häuschen, mit den vielen Schornsteinen, und den Sportplätzen, den Grounds, die immer wieder zwischen Wiesen und Ackerland auftauchten.

Im Schauen hatte René seine Reisebegleiterin fast vergessen. Jetzt, in Erwartung der baldigen Landung, erinnerte er sich und sah schuldbewußt auf. Er bemerkte, daß sie lächelte.

Nun lächelte auch er und machte eine kurze, entschuldigende Handbewegung nach dem Land hinunter, das jetzt der Flugmaschine gleichsam entgegenflog. Und jetzt plötzlich hatte René ein Gefühl, über das er sich erst lange Zeit später Klarheit geben konnte. Mit einem Male war es ihm, als sei ihm die Frau dort schon lange bekannt, als gäbe es eigentlich nichts Fremdes zwischen ihnen. —

Es ist sehr selten so, aber manchmal, oft nur einmal, und oft wohl auch überhaupt nie, begegnet man im Leben einem Menschen, zu dem man vom ersten Augenblick an Vertrauen hat, den man kennt, von dem man alles weiß, ohne daß man es später erklären könnte, wie so das so ist. Man fühlt, wie mit einem Male alle konventionellen Schranken fallen, man fühlt sofort die Resonanz im andern — und das Seltsame ist, daß tatsächlich alle folgenden Geschehnisse dieses Gefühls des ersten Augenblicks bestätigen.

So erging es René, während sich das Flugzeug in großen, weitgezogenen Spiralen auf den Londoner Flugplatz niedersenkte.

Wieder war René Savary ein wenig nervös, während der Immigration-Offizier seinen Paß kontrollierte, und der kleine grinsende Zollbeamte einen flüchtigen Blick in seinen Koffer warf und dann den üblichen Kreidechnörkel auf das Leder zeichnete.

Nach der Ankunft in London hatte man sich getrennt. René, der seine Hilfe angeboten hatte, war mit einem reizenden Lächeln bedankt, aber abgewiesen worden. Ein wenig verstimmt, nahm er eine jener hochbeinigen, vorinsultischen Kraftdroschken, die den Fremden in London immer wieder in Erstaunen setzten. Für mitteleuropäische Begriffe bleibt wohl ein Chauffeur mit steifem, rundem Hut oder womöglich mit einem alten, abgegriffenen Panama ein Un Ding. Es ist ihm ebenso unverständlich, fast nur sehr alte Automobile als Droschken zu sehen. Wagen, wie man sie auf dem Kontinent kaum noch erblickt. (Fortf. folgt.)

Sprüche.

Von Karl Erik Illmer.

Für das Gute sollst du streiten,
Kämpfen für Gerechtigkeit!
Wahr und treu durchs Leben schreiten,
Wegen dich vor andrer Leid!

Ein wenig kannst du immer geben,
Und sei es nur ein gutes Wort.
Im Geben adelt sich dein Leben,
Trägt dich zu wahrer Größe fort!

Beneide, Seele, nie die andern,
Die voller Glanz durchs Leben geh'n!
Wie du so müssen einst sie wandern,
Und werden ihrem Richter steh'n!

Stiller Abend.

Die Bäume an den Hängen tragen
Die Stille, die das Tal erfüllt
Kein Wind will mehr das Atmen wagen,
Der laute Weg hat sich verhüllt.
Bald greift aus tiefsten Dämmerungen
Ein dunkler Arm in jedes Haus,
Und löscht die Augen und die Zungen,
Und noch im Schlaf die Träume aus.
Gottfried Kölwel.

Das fliegende Stilet.

Von D. Voljahn.

Es war ein ganz furchtbar heißer Tag in New York gewesen. Das Miessteinmeer der gewaltigen Stadt hatte von früh an eine wahre Hölle gluth der stehenden, sengenden Sonnenstrahlen unausgesetzt aufgesogen und dann auf die lechzende Menschheit und Kreatur wieder zurückgeprallt. Selbst nachts noch war es erstickend heiß.

Auch ich hatte den ganzen Tag unter dieser infernalischen Hitze stark gelitten, wenn auch längst nicht so sehr, wie Millionen von Leidensgenossen, denn meine Beschäftigung war an dem immerhin etwas Kühle ausstrahlenden Hudsonstrom. Wieviel schlechter hatten es allein schon meine 66 Kollegen, die in dem schwülen Kontor in der „Mott Street“ unserer Weltfirma arbeiten mußten. Ich war zu jener Zeit in einer sehr bedeutenden Holzexportfirma tätig und hatte die Verladungen von Mahagoni- und Rußbaumblöcken nach Europa zu überwachen. Ich wohnte nicht mitten in der Stadt, sondern in der schönen luftigen Vorstadt „Harlem“, wo sich der weltberühmte „Central Park“ befindet. Die Fahrt von unserem Kontor bis zu meiner Wohnung legte ich täglich mit der „Elevated“, der Hochbahn, in etwa 25 Minuten zurück. Ausnahmsweise war ich aber an jenem verhängnisvollen Abend, von dem ich hier erzählen will, nicht zum Abendbrot heimgefahren, sondern hatte der Einladung eines mir befreundeten Schiffsoffiziers Folge geleistet, und mit ihm an Bord seines Schiffes, das auch von uns Holz lud, gegessen.

Da es auf dem Schiff sehr warm war, beschlossen wir, einen kleinen harmlosen Bummel nach dem hochliegenden „Battery Park“ zu unternehmen. Es war herrlicher Mondschein inzwischen geworden. Als wir dann nach einigen Stunden vor Mäßigkeit fast umfielen, brachte ich ihn bis zum Fährdampfer — sein Schiff lag in Hoboken, also jenseits des Hudsonstromes. Als er abgefahren war, machte ich mich, halb im Schlaf, auf den Weg zur Hochbahnstation. Gerade dadurch aber, daß ich mir den Weg abkürzen wollte, verirrte ich mich leider und geriet, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben, in das nicht mit Unrecht gefürchtete „Italienerviertel“, in dem schon so mancher heimliche, nie aufgeklärte Mord begangen war.

Vor den schmutzigen, den denkbar schlechtesten Eindruck machenden Mietskasernen befanden sich kleine Vorgärten, die ganz den Häusern ähnelten. Davor niedrige Statetzäune, deren Spitzen von Schmutz starrten. Ganz zufällig ging ich auf der Schattenseite der Häuser dicht an den Vorgärten entlang. Die gegenüberliegende Seite war hell vom Mondlicht beleuchtet. Ringsum herrschte tiefe Stille, kein Mensch war zu sehen. Nur aus einer der Querstassen drang ein gedämpfter gleichmäßiger, anscheinend aber etwas beeilter Männertritt.

Mit meinen Gedanken in Hoboken bei dem Freunde, der nun wohl schon in seiner Koje schliefte, falls er es nicht noch vorgezogen hatte, sich ein vor den gefährlichen Strahlen des Vollmondes geschütztes Plätzchen auf dem vier Stod hohen Bootsdock zu suchen, fühlte ich mich plötzlich bei meiner rechten Hand ergriffen, während eine Mädchenstimme mir zuflüsterte: „Stop!“ (Stillestehen.)

Ich wiederhole, daß ich gar nicht wußte, daß ich mich in einer Straße dieses gefürchteten Viertels befand, denn sonst wäre ich auf dem Fahrweg geblieben, um rechts und links freie Aussicht zu haben.

Als ich bei dem Anruf aufsaß, stand eine junge Italienerin neben mir. Aus der offenstehenden Haustür gähnte unburchdringliche Finsternis. Ich konnte in dem tiefen Schatten nicht erkennen, wie das Mädchen aussah, nur soviel sah ich, daß sie unordentlich angezogen war und daß ihr die schwarzen Haarsträhnen wie ins Gesicht fielen.

Wich aus meinem Halschlummer aufstehend, sagte ich harmlos mit gewöhnlich-lauter Stimme in englischer Sprache: „Was wünschen Sie von mir, Fräulein?“ Gleichzeitig befreite ich meine Hand aus der ihren, die feucht und weill war.

Was sie mir jetzt zuflüsterte, konnte ich nicht mehr verstehen, und das um so weniger, als ich kein Italienisch verstand. Sollte auch gar keine Zeit, nochmals zu fragen, denn in demselben Augenblick passierten zwei Dinge, an die ich mein Leben denken werde,

wenn von New York die Rede ist. Erstens sauste nämlich irgend ein Gegenstand haarstarr an meinem linken Ohr vorbei und fiel klirrend auf die Steine des gegenüberliegenden Bürgersteigs. Und zweitens erhielt ich im gleichen Augenblick von starker Faust einen so berben Stoß in den Rücken, daß ich, ein Ende vorwärts schießend, halb aufs Anie sank.

Während drehte ich mich nach meinem Angreifer um, denn ich war ein jugendstarker, sehr mutiger Mensch, und nicht gewillt, mich vom ersten besten angreifen zu lassen. Da sah ich gerade noch, daß ein großer, breitschulteriger Policeman (Polizist) auf der vom Mond beleuchteten Straße etwas aufhob. — Schnell kam er mir dann nach, ergriff mich fest am Arm und sagte leise in englischer Sprache: „Gehen Sie weiter! Es ist gefährlich, hier stillzustehen!“

Selbstverständlich ging ich schnell weiter. Er fragte mich, wohin ich wolle und woher ich komme. Ich erwiderte, daß ich zur Hochbahnstation wolle, um nach Harlem rauszufahren. Er brachte mich nun bis zur nächsten Straßenecke und übergab mich dort seinem Kollegen mit der Weisung, mich bis zur Station zu begleiten.

Bevor er in sein Revier zurückkehrte, zog er aber aus der Tasche ein haarstarreres dreikantiges „Stilet“ (italienischer Dolch, mit dem die Banditen nach ihren Opfern werfen. Meistens mit tödlichem Erfolg!).

„Der war für Sie bestimmt“, sagte er ruhig. „Er kommt sicherlich wieder aus der Hand des verruchten Bräutigams des Mädchens, das Sie anrief. Der Kerl ist nämlich wahnsinnig eifersüchtig und jedesmal, wenn er das Mädchen verprügelt hat, geht sie an den Staatszaun und sucht, nur um ihn zu ärgern, Passanten zum Gespräch anzulocken. Zu überführen ist der Bube bisher nicht gewesen. Die Nachbarn geben ihn nicht aus, denn sie fürchten ihn viel zu sehr. Er soll der sizilianischen „Maffia“ angehören. Bieher lassen sich die Leute gleich totschlagen, als daß sie bezeugen, was sie gesehen haben. Na, eines Tages kriegen wir ihn ja doch. Ich kam die Grand Street herauf, sah Sie in die verachtete Straße einbiegen, und es schien mir, als seien Sie etwas berauscht, denn Sie wandten ein wenig hin und her. Nun sehe ich aber, daß es ein Irrtum ist, ein Irrtum übrigens, der Ihnen wohl das Leben gerettet hat.“

„Well! Good night! Gehen Sie sofort heim, denn man kann ja nicht wissen, ob der Kerl Sie nicht auf Umwegen begleitet und an Sie heranzukommen sucht.“

Damit ging er. Auch ich machte, daß ich heimkam. Als ich den Vorfall am nächsten Tage meinen Kollegen, die durchweg schon längere Jahre in New York lebten und dieses Räuberviertel kannten, erzählte, beglückwünschten sie mich aufrichtig, daß der Policeman mir solch einen rettenden Rippenstoß gegeben hatte.

Vetter Leopold reist nach Spanien.

Von Siegfried von Vegesack.

Nach langer Zeit treffe ich wieder einmal meinen Vetter Leopold. Diesmal in einem Reisebüro. Eine Menge Prospekte liegen vor ihm ausgebreitet, er blättert hier und dort, macht Notizen und ist so eifrig beschäftigt, daß ich ihn kräftig am Arm fassen muß, bis er ausblüht.

„Großartig“, ruft er begeistert wie immer, „du wirst mir sicher raten können, wohin ich reisen soll! Alles ist so verlockend, daß ich mich zu nichts entscheiden kann. Sieh mal her, eine Mittelmeer-Reise: Tunis, Palermo, Korfu, Athen, Kairo ... Aber dann denke ich mir, da unten wird es wohl zu heiß sein. Wie wäre es mit einer Nordlandfahrt? Die norwegischen Fjorde, Spitzbergen. Da wollte ich schon lange hin. Muß großartig sein: Nordlicht, Eisbären. Aber weißt du: Schiffsahrt ist eigentlich nichts für mich. Und seit der letzten Katastrophe ... Man kann nie wissen. Vielleicht ist es doch am liebsten, wenn ich ins Hochgebirge gehe. Ins Engadin, oder nach Savoyen. Vielleicht auch in die Hohe Tatra. Sieh mal, — ist das nicht eine fabelhafte Landschaft?“

Ich wundere mich, daß mein Vetter so ausschweifende Reisepläne hat. Denn bisher ist es ihm immer schlecht ergangen. Er muß wohl irgend ein gutes Geschäft gemacht haben, denke ich mir, — vielleicht eine Erbschaft, von der ich nichts weiß? Ich gebe ihm diesen und jenen Rat, merke aber, daß er nur ganz flüchtig auf meine Worte hört.

„Ja, ich muß mich nach den Zügen erkundigen“, erklärte er schließlich, rafft die Prospekte zusammen und stellt sich bei der Auskunft an. Hier läßt er sich die Abfahrtszeiten sämtlicher D-Züge, sämtliche Anschluß-Möglichkeiten im mitteleuropäischen Eisenbahnnetz sagen, — der Beamte blättert wie ein Irrenführer im Kursbuch, die hinten Anstehenden werden schon ungeduldig. Aber mein Vetter läßt sich durch nichts stören. Erst als er alles notiert hat, verläßt er freundlich lächelnd den Schalter und erklärt mir freudig:

„Kein, ich fahre nach Spanien, nach Granada und Sevilla! Die Verbindung ist großartig, sieh mal her ...“

„Und wann fährst du denn?“ fragte ich etwas nervös, denn ich habe noch vieles zu erledigen.

„Morgen früh. Weißt du was? Du holst mich ab und begleitest mich zum Bahnhof! Wir frühstücken zusammen, wer weiß, wann wir uns wiedersehen. Bei einer so weiten Reise ...“

Ich verspreche es ihm, denn ich habe morgen so wie so in der Stadt zu tun. Punkt neun stehe ich vor seiner Tür, mein Better öffnet, — im Schlafrock.

„Ja, weißt du, ich habe es mir überlegt,“ kommt es noch ganz verschlafen aus ihm heraus: „ich fahre doch lieber heute mittag nach Lugano. Spanien scheint mir nicht ganz sicher zu sein: Revolution, Unruhen. Weißt Gott, was die Leute da noch alles anstellen. Im Tessin dagegen braucht man nichts zu befürchten. Lugano ist grade das Richtige: blauer See, grüne Berge, roter Wein. Stell dir nur vor: eine Osteria, ein elektrisches Klavier und ein Fiasco Chianti! Gibt es etwas Schöneres? Da habe ich mir gestern Abend eine Flasche gekauft, — als Vorfreude. Wir müssen sie jetzt austrinken. Und dann hilfst du mir beim Baden.“

Ich bleibe, wir trinken, wir packen. Mein Better packt mit wahrem Feuereifer. Alles, was ihm in die Hände kommt, schleudert er in den Koffer. Ich versuche die Sachen etwas zu ordnen, muß es aber aufgeben, da er immer wieder alles durcheinander wirft. Mit großer Mühe gelingt es uns endlich, den Koffer zu schließen. Wir leeren die Flasche, wir stoßen auf die Reise an. Zulezt malt mein Better auf einem großen Karton das Wort: „Verreist!“ und besetzt das Plakat an der Tür über dem Briefkasten.

Wir schleppen den Koffer die Treppe hinunter, sehen uns nach einem Auto um. Aber nirgends ist eins zu entdecken.

„Ach was,“ meint mein Better, „zum Bahnhof ist es nicht weit, wir gehen einfach zu Fuß!“

Der Koffer ist schwer, der Wein hat uns müde gemacht, immer wieder müssen wir stehen bleiben, uns verschaukeln. Und es ist glühend heiß.

„Weißt du“, meint mein Better nachdenklich, indem er sich die feuchte Stirn abwischt: „vielleicht ist es im Süden noch heißer. Soll ich wirklich ...“

Aber wir sind schon beim Bahnhof, mein Better löst die Karte. Es ist ein furchtbares Gedränge, der Zug überfüllt. Mein Better läuft aufgeregt von Wagen zu Wagen. Nirgends ein Platz. Schließlich stellt er den Koffer in den Gang und lehnt sich zum Fenster heraus. Er winkt einem Zeitungsmann, läuft außerdem Zigaretten, eine Banane. Auf dem Wagenschild unter ihm steht: „Railand—Rom“. Mein Better ist glücklich.

„Weißt du“, meint er, „dieses Gefühl kurz vor der Abfahrt des Zuges ist doch das Herrlichste, was es gibt, — schöner als die ganze Reise! Ich habe nur eine Angst: wenn es in Lugano noch heißer ist ...“

Ich versuche ihn zu beruhigen, aber sein Gesicht wird immer besorgter. Jetzt werden schon die Wagentüren zugeknallt, alles brängt an die Fenster, um Abschied zu nehmen, mein Better ist plötzlich verschwunden. Der Zug rudd an, rollt. Ich suche ihn, lamm ihn aber nirgends entdecken.

Da plötzlich steht er neben mir, den Koffer in der Hand. „Weißt du, ich fahre doch lieber an die Nordsee, — bei dieser Hitze ...“ stottert er verlegen.

„Du bist wohl verrückt! Und die Fahrkarte?“
„Auf alle Fälle hatte ich nur eine Bahnsteigkarte genommen“, erklärt mein Better geheimnisvoll: „weißt du, ich habe ja auch gar kein Geld, um zu verreisen. Bei den schlechten Zeiten ... Aber diese Sensation, in einem F-D-Zug zu stehen, ist doch herrlich! Und das Vergnügen so billig! Jeden Tag reise ich irgendwohin. Morgen fahr ich an die Nordsee. Willst du mich wieder begleiten?“

Ich schüttle energisch den Kopf.
„Dann hilf mir wenigstens den Koffer heimtragen“, meint mein Better gekränkt: „ein Auto ist für mich zu teuer!“

Terrasse am Sogne Fjord.

Von Karl Meyer-Wendisch.

Unter der Terrasse blüht der nordische Flieder, und die schwarzen Hummeln lärmen. Ich rauche Tiedemanns Mixture und schlage die Zeit tot.

Unten im Garten liegen die Männer von Skjolden, und sie halten den Sonntag heilig. Ihre Hände sind groß und hart. Sie rudern am Alltag die Boote über den Fjord, sie brechen die Steine in Jötunheimen, um die schwierigen Straßen zu bauen, und sie mähen das Gras, das an der Straße nach Fortun gedeiht.

Sigurd, der keinesfalls eine Göttin aus der Edda, sondern einfach das Stubenmädchen ist, steht am Ufer und winkt. Vom Fjörnehof, wo die Kühe schreien und der Wasserfall tobt, kommt einer gerubert. Es wird ihr Verlobter sein. Sigurd hat einen goldenen Ring am Finger.

Der Fjord ist grün. Der Rauch der Hütten steigt auf, blau und steil wie Abels gerechtes Opferfeuer. Auf den gewaltigen

Gipfeln liegt Schnee, und über ihnen, weiß und grell, stehen die Faden von Jötunheimen. Dort legen noch die Schneefürne durch die Schluchten, und die Seen sind zugefroren.

Hier aber, in Skjolden, am grünen Sogne Fjord blüht der Flieder, und die Wiesen duften, und Sigurd gibt ihrem Schatz die Hand.

Heute abend werden am Fjord die Feuer brennen, und in Skjolden ist Tanz. Aus den Tälern werden die jungen Bauern kommen und von den Seen die Forellenfischer.

Dies weiß ich vom Wirt, und ich habe es nach langen Verhandlungen erfahren. Er spricht weder Deutsch noch Englisch, und ich selbst habe nach Norwegen außer dem Reisepaß und der Bahnkarte nicht viel mehr als ein Duzend Postkarten mitgebracht. Als ich ihn nach dem Sonnenwendfeuer fragte, lief er ins Haus zurück. Er hatte verstanden, ich brauchte Feuer, und brachte Streichhölzer mit. Nun, die sind zu gebrauchen. Tiedemanns Mixture geht oft aus; ein Zeug!

Oben, bei den Wasserfällen von Mörtris, wohnt ein Engländer. Er hat sich dort eine Hütte gebaut, wie sie in England auf den Wiesen der südlichen Earls stehen, und zahlt viele tausend Kronen Pacht. Er fängt den Lachs, der vom Meer her über den Fjord kommt und die Sturzbäche hinausspringt, um im Süßwasser der Seen zu laichen.

Sonst ist niemand in Skjolden, und in dem weißen Haus am Wasser bin ich der einzige Gast. Nur die Spaten sind da. Sie hoptieren in der Dachrinne und sind laut und frech und ungezogen wie ihre deutschen Kollegen.

Sigurd sorgt für mich allein und für keinen anderen weiter. Sie sagt „ichgo“, was bitte heißt, und trägt die unerhört üppigen Mahlzeiten ihrer Heimat auf. Da gibt es die gebadenen Forellen, die zarten Rentierkeulen, das Sahnegebäck und all die raffinierten Dinge der Gastronomie, in der Skandinavien so erfindereich ist.

Die Fremden kommen erst später, wenn die Gebirgseen in Jötunheimen eisfrei sind. Dann werden die Männer von Skjolden lachen und für bares Geld die englischen Touristen über die Gletscher von Stagatoel führen.

Jetzt ziehen nur die Hirten hinaus. Es ist ein grausamer Weg, der zu den geringen Weiden von Jötunheimen führt. Die Frauen hocken auf einem kleinen Wagen, der alle Habe birgt. Dann kommt der Troß der Kühe und Ziegen, bunt und schwer zusammenzuhalten. Die jungen Burschen klettern über den Fels und treiben das ausbrechende Vieh auf dem Weg zurück. Und in den Hütten liegt noch der Schnee.

Welch schönes Land ist Norwegen. Als ich nach Oslo fuhr, stiegen zwei Männer ein, rauh von Angesicht und Sitten. Der eine legte seine großen Hände auf den Fensterrahmen und sah so, von Göteborg bis Oslo. Und von Göteborg bis Oslo sagte er nichts anderes als immerzu „fine huser, fine huser“. Sie kamen aus Amerika und hatten ihr Vaterland dreißig Jahre lang nicht gesehen. Wenn sie geweint hätten, er und sein Kamerad, sie hätten sich nicht zu schämen brauchen. Aber Männer weinen nicht. Sie sagen „fine huser“ oder irgendeinen Unsinn.

Norwegen ist ein Land, gesegnet mit allen Reichtümern der Landschaft, und seine Bewohner sind begabt mit den Eigenschaften der Ehrlichkeit, der Ordnung und der Höflichkeit. Gestern erst sah ich Damen aus Oslo mit dem Hotelbiener, der ihnen sonst die Mäntel büstet, Kroket spielen. Dennoch, sie alle sündigen: sie kennen ihren größten Landsmann nicht. Und wenn sie ihn kennen, so lieben sie ihn nicht. Sie stehen zu Duzenden vor den Konditoreien der Karl-Johann-Straße in der Hauptstadt und bewundern die silbernen Schüsseln, die man dem Kronprinzen Olaf zur Hochzeit schenkt. Von Knut Hamsun sagen sie, er sei kein feiner Mann. Womit sie beides meinen, seine geringe Herkunft und seine Gesinnung. Und dann erzählen sie die alte Geschichte von Hamsuns unberühmten Bruder, der ein einfacher Mann geblieben ist und auch für sich den Namen Hamsun annehmen wollte. Knut aber habe ihm das unterlagt, und auch das Gericht habe schließlich angeordnet, daß Herr Peterßen weiter der unbekannte Herr Peterßen bleiben solle.

Das weiß und will Norwegen nicht, daß sein Bester die Immunität des Außerordentlichen genießt. Es baut zunächst für Henrik Ibsen Denkmäler. Es wird nicht lange dauern, und man wird Gelegenheit haben, Knut Hamsun ein gleiches zu tun. Schon jetzt ist er über die Siebzig.

Der Flieder unter der Terrasse duftet immer stärker. Es regnet. Die Männer im Garten sind aufgestanden und heimgegangen. Sigurd ist nirgends zu finden.

Der Fjord wird grau und funktelt nur noch in der Ferne, wo die spizen Berge von Narivjörä stehen. Die großen Kulissen zur Seite sind blau wie Tinte und erdrückend. Von Jötunheimen weht ein kalter Wind. Er schüttelt das Heu auf den Stangen.

Morgen will ich diesem Wind entgegengehen.